

Juni 1957

DER MARIENBOTE

Priesterweihe

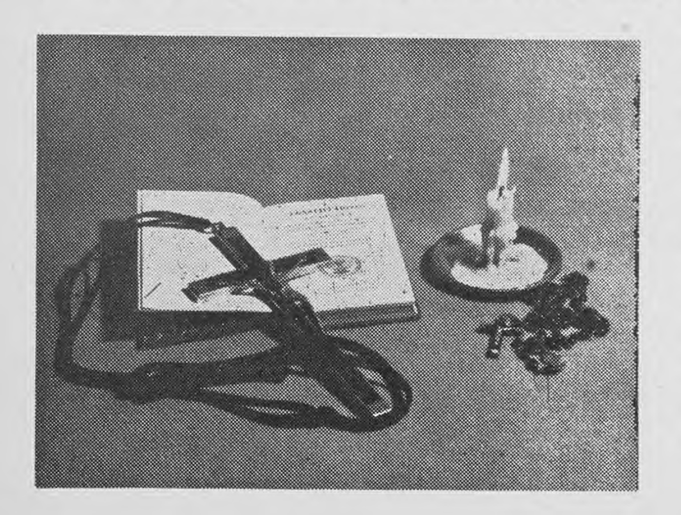
Am 15. Juni wird der Oblatendiakon Bernhard Matzke O.M.I. zum Priester geweiht. Im Sommer 1952 war er auf einem Auswandererschiff aus dem Saarland, seiner Heimat, nach Canada gekommen. In Deutschland hatte er seine ersten Oblatengelübde gemacht. Nach Beendigung seines Noviziates wurde er nach Canada gesandt, um im Battleforder Priesterseminar der Oblaten der St. Marienprovinz seinen Priesterstudien zu obliegen. Zwei weitere Studienjahre liegen noch vor ihm.

Der neue „Pater" Matzke O.M.I. ist wohl der erste unter den vielen deutschen Nachkriegseinwanderern, der hier, in der neuen kanadischen Heimat, zur Würde des Priestertums emporsteigen darf.

Bald wird er unter seinen „Brüdern von drüben" stehen — Pater Matzke feiert sein Primizamt in der St. Marienkirche zu Regina — um zum ersten Male zu opfern das Brot des Herrn und den Kelch des Neuen Bundes. Und wiederum wird im Augenblick der hl. Wandlung ein junger Mann buchstäblich als Person verschwinden, vergehend in der Person des Hohen Priesters Jesus Christus. Und er wird werden in Christus dargebrachtes Opfer und opfernder Priester. Hoch hinauf wird er heben das verwandelte Brot, den mystisch verborgenen zerschundenen Leib des Herrn: Das Lamm, das da hinwegnimmt die Sünden der Welt, um uns zu geben das Gnadenbad zum neuen Leben. Emporheben auch den Kelch des Blutes, den „Wein des neuen Hochzeitsmahles" — das Zeichen der Liebesvermählung Jesu mit jeder Seele, die liebend sich Ihm nähert.

Nie wohl betet der Priester die Anfangsworte des hl. Opfers in beseligenderer Wonne als bei der ersten hl. Messe und den darauffolgenden Opferfeiern der Priesterjugend: „Hintreten will ich zum Altar des Herrn, zu Gott, der meine Jugend erfreut!" Jubelnd fast spricht er die großen, ewig unerfaßbaren Worte der hl. Wandlung, und das Herz schlägt ihm im frohen Eifer: „O Herr, mein Licht, mein Heil! Wen soll ich fürchten? O Herr, mein Lebensbrot, wen muß ich scheuen? Ich hebe kühn mein Haupt rings über meine Feinde, und bringe Dir mein Jubelopfer dar!" (Ps. 26:1,6).





Innigste Verbundenheit mit Christus verleiht uns der Taufcharakter. Es hat der Getaufte wortwörtlich „Christus angezogen" (Gal. 3:27). Der sakramentale Charakter der Priesterweihe ist jedoch „die letzte Entfaltung des Tauf-Males" — und darin liegt nicht nur die Seligkeit der Priesterseele, gerade darin liegen auch die geheimnisvollen Quellen des Einswerdens des Priesters in Schmerz und Wehen mit Christus dem Geopferten. Denn wir sind getauft „auf Seinen Tod" (Röm. 6:3), und wie die Berufung zum Priestertum ein Zeichen der Liebe Jesu „bis zum Äußersten" ist (Joh. 13:1). so ist das Priesterleben selbst eine Berufung zum Einswerden mit dem qualvollen Sterben des Herrn „bis zur Vollendung", bis zur letzten Entfaltung des Getauftseins auf den Tod Jesu.

Es ist nicht all zu schwer, mit Christus und in Christus höchster Opferpriester zu sein. Schwer ist das Kreuz, und erschauernd schwer und verwirrend ist es, mit Christus zum dargebrachten Opfer zu werden: Zerschunden, zerschlagen, zum Wurm geworden, ja zum Fluch, wie Er, der „unseretwegen selbst zum Fluche ward" (Gal. 3:13);

(Schluß auf Seite 26)

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

25. Jahrgang | Juni 1957, Battleford, Sask. | No. 9

Dies und Das

Pfingsten: Klarheit im Glaubensbekenntnis

Jesus Christus ist „der geliebte Sohn, das Ebenbild Gottes, des unsichtbaren, und der Erstgeborene vor aller Schöpfung. Denn in Ihm ist alles erschaffen, was im Himmel und auf Erden ist, Sichtbares und Unsichtbares, seien es die Throne oder Fürstentümer, Herrschaften oder Mächte oder Kräfte: alles ist durch Ihn und für Ihn erschaffen. Er steht an der Spitze von allem und alles hat durch Ihn Bestand. Er ist das Haupt des Leibes der Kirche. Er ist auch der Anfang, der Erstgeborene aus den Toten. So sollte Er in allem den Vorrang haben. Denn es war Gottes Wille, in Ihm die ganze Fülle wohnen zu lassen, und durch Ihn alles mit sich zu versöhnen, alles auf Erden und alles im Himmel, indem Er durch Sein Blut am Kreuze Frieden stiftete" (Kol. 1: 15–20).

Dieser Christus ist Gottes eingeborener Sohn, Gott von Gott: „Wohnt doch in Ihm die ganze Fülle der Gottheit wesenhaft" (Kol. 2:9).

Der Mensch wird fünfundzwanzig Jahre alt oder dreißig, und dann erst wird er Vater. Gott Vater ist nie Vater g e w o r d e n: Er ist seit Ewigkeiten Vater, zeugend in immerwährender, anfangsloser und nieendender göttlicher Tat Ihn, den wir als Seinen göttlichen Sohn anbeten. Gott Vater zeugt den Sohn seit Ewigkeiten schon, Er zeugt Ihn zur jetzigen Stunde, Er wird Ihn zeugen in alle Ewigkeit: „Mein Sohn bist Du, heute habe ich Dich gezeugt", heißt es in der Hl. Schrift (Ps. 2:7), und der Hebräerbrief derselben Hl. Schrift frägt: „Zu welchem Engel hat Gott jemals so gesprochen?" (Heb. 1:5). Nur von Einem hat Gott uns dieses offenbart: von Jesus Christus „Seinem Sohn", der da ist „das Abbild Seines Wesens" und der da „trägt das All durch Sein gewaltiges Wort" (Heb. 1:2, 3).

Unveränderlich ist alles in Gott. Wie es war in Ihm im Anfang so auch jetzt und in alle Ewigkeit: „Ich, der Herr, Ich habe Mich niemals geändert!" (Malachias 3:6). „Du aber bleibst (immer) der gleiche!" (Ps. 102:28; Heb. 1:10). Ohne Anfang und ohne Ende ist der göttliche Vaterakt, durch den Er zeugt den Sohn, und wie Gott seit Ewigkeiten lebt und ist, so ist auch schon seit Ewigkeiten die Liebe da, der Geist der Liebe Gottes, der da strömt vom Vater zum Sohn und vom Sohn zum Vater. Gott von Gott ist dieser Liebesgeist, zeitenlos, ewig, unbegrenzt in Seiner Allmacht der Liebe und des Gottseins. Er ist der „Heilige Geist" (Apostelgesch. 2:4), der „Geist des Vaters" (Matth. 20:20) und „der Geist Jesu" (Apostelgesch. 16:7).

„So sind denn drei, die Zeugnis geben. . . der Vater, das Wort und der Heilige Geist, und diese drei sind Eins!" (1 Joh. 5:7).

Es sprach der Dreieinige Gott: „Lasset uns den Menschen machen als Unser Ebenbild nach Unserem Gleichnis (Gen. 1:26). Und es erschuf der Herr den Menschen. Den Leib bildete Er aus „Staub des Erdbodens" (Gen. 2:7), aus schon vorher geschaffenen Erdstoffen. „Dann hauchte Er ihm den Lebensodem ein" (Gen. 2:7) — die Seele. Eine Seele, die nicht einfach durch das Schöpferwort „Es werde" entstand, so wie das Lebensprinzip der Pflanzen und der Tiere, sondern die von Gott durch einen besonderen Akt erschaffen und dem ersten Menschen eingehaucht wurde.

Unsterblichkeit gab Gott der Menschenseele: „Zur Erde kehrt der Staub (der Leib), so wie er war. Es kehrt der Geist zur Gottheit, die ihn gab" (Ekklesiastes 12:7). Denn „zur Unvergänglichkeit schuf Gott den Menschen" (Weisheit 2:23).

Und die Seele war gut, denn so steht es geschrieben: „Und Gott sah alles, was Er gemacht, und es war gut!" (Gen. 1:31). Doch nicht nur gut war die Seele des ersten Menschen: sie war heilig, ein Ebenbild und Abbild der Heiligkeit Gottes. Gottes Gnade war ja in ihr, und Gnade, sagt die Hl. Schrift, ist Anteilnahme an Gottes heiliger Natur (2 Petr. 1:4), ein Hineinstrahlen der Heiligkeit Gottes in die Seele.

Die Hl. Schrift erzählt, Adam habe bis zur Stunde der ersten Sünde vertrauten Umgang mit Gott gehabt. Und zwar nicht nur einfach deswegen, weil keine Sünde in ihm war, sondern der Gnade, seines gottförmigen Zustandes wegen, den er durch die Sünde verlor und den Jesus Christus uns wiedererworben hat, wie der Römerbrief sagt: „Gerechtfertigt . . . durch Seine Gnade dank des Loskaufes in Christus Jesus"(3:24), so daß wir jetzt wieder „in einem durchaus neuen Leben wandeln" (6:4).

Adam hatte dieses Leben, und doch kam über ihn der Tod. „Den Tod hat Gott nicht gemacht, Er hat keine Freude am Untergang der Lebenden" (Weisheit 1:13). Den Tod hat Gott nicht gemacht, weder den körperlichen, noch den unserer Freuden und Hoffnungen noch auch jenen, der ewige Verdammnis bringt. Es kam der Tod in die Welt, weil „durch einen Menschen die Sünde in die Welt kam und durch die Sünde kam der Verlust der „Begnadigung" (Röm. 5:16), jener Begnadigung, die der Seele erst durch Christi Sterben am Kreuze wiedergegeben wurde: „Das Gericht kam wegen einer Übertretung und führte zur Verdammnis, die Begnadigung aber führte aus vielen Sünden zur Rechtfertigung" (Röm. 5:16). Und wie wir „das Abbild des aus Lehm Gebildeten (Adam) an uns getragen haben, so werden wir an uns auch das Bild des Himmlischen (Christus) tragen" (1 Kor. 15:49) — jenes Abbild Gottes, das Adam sich selbst und uns verloren hat.

Als die Sünde einmal begangen war, waren wir verloren. Niemand konnte uns retten als nur Gott allein: „Durch Gnade seid ihr .. . gerettet, und zwar nicht als euer eigenes Verdienst: Gottes Gabe ist es!" (Epheser 2:8). Und was das für eine Gabe Gottes ist! Es hätte uns Gott durch einen einzigen Akt Seines Willens wiederbegnaden können. Er wählte jedoch andere Wege: „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt!" (Joh. 1:14). Am Kreuz hat Er „Sich für uns an Gott als ein köstlich duftendes Opfer hingegeben" (Epheser 5:2). Dort am Kreuze hat Gott Ihn als Sühnopfer für die Sünde behandelt: „Er machte Den, der von der Sünde nichts gewußt hat, für uns zur Sünde, auf daß wir durch Ihn vor Gott Gerechte würden" (2 Kor. 5:21).

Der uns aus Maria geboren und am Kreuze für uns starb, ist Gottes Sohn. Nie hat er Seine Gottheit aufgegeben, Er hatte sich ihrer nur „entäußert" (Phil. 2:6): „Christus Jesus, der in Gottesgestalt war, hat sich erniedrigt und Knechtsgestalt angenommen und wurde äußerlich wie ein Mensch befunden" (Phil. 2:6). Er kam, Er wurde Mensch und blieb doch Gott: „Die ganze Fülle der Gottheit wohnt in Ihm wesenhaft" (Kol. 2:9).

Gott ist Er seit Ewigkeiten, Gott blieb Er von Bethlehem bis zum Tode am Kreuze und bis zur Himmelfahrt, und Gott bleibt Er für alle Ewigkei. Und doch ist Er ganz Mensch geworden, Mensch mit menschlichem Leib und Mensch mit menschlicher Seele. Er aß und trank und litt und „hauchte Seine Seele aus" (Matth. 27:50). „Seht Meine Hände und Füße", sagte Er, „betastet Mich und überzeugt euch: Ein Gespenst hat doch nicht Fleisch und Bein, wie ihr an mir sehet!" (Lukas 24:39).

Ganz Gott und ganz Mensch zu gleicher Zeit und zu jeder Minute Seines Erdenwandels war Christus. „Gleich dem Vater der Gottheit nach, geringer als der Vater der Menschheit nach" (Athanasisches Glaubensbekenntnis).

Als Mensch war Jesus Geschöpf Gottes, und als Mensch mußte Er sagen, was Er bekannte: „Der Vater ist höher als Ich" (Joh. 14:28). Denn Gott ist der Höchste über alles, auch über Jesu menschliche Natur.

„Der Vater ist höher als Ich", sagte Jesus, und Er sprach als Mensch, als der „Erstgeborene" (Kol. 1:15), als der Erste unter allen Menschen. Wenn Er aber als Gott zu uns sprach, dann sagte Er: „Ich und der Vater sind eins!" (Joh. 10:30). „Auf daß ihr klar erkennet, daß der Vater in Mir ist und Ich im Vater." (Joh. 10:38). „Wie der Vater Tote auferweckt und lebendig macht, so macht auch der Sohn lebendig, wen Er will!" (Joh. 5:21).

St. Hilarius schreibt: „Es ist das größte Werk des Sohnes, daß Er uns den Vater geoffenbart hat." Durch Sein heiliges Sterben am Kreuz hat Jesus uns ja nicht nur die Schuld und Strafe der Sünde abverdient: „In Liebe hat Er (Gott) uns durch Jesus Christus zu Seinen Kindern vorherbestimmt" (Eph. 1:5). Durch Christi Tod haben wir von Gott „den Geist der Annahme als Kind empfangen, in dem wir rufen: Abba, Vater!" (Röm. 8:15), und Gott spricht nun zu uns: „So bist du nicht mehr Knecht, sondern Sohn; wenn aber Sohn, dann auch Erbe durch Gott"(Gal. 4:6). Durch Jesu Kreuzverdienste ist an uns wahr geworden die alte Prophezeiung: „In ewiger Liebe habe Ich dich geliebt, darum ziehe Ich dich an Mich voll Erbarmen" (Isaias 31:3).

„Seht wie große Liebe uns der Vater bewiesen hat: wir heißen Kinder Gottes und sind es auch" schreibt St. Johannes (1 Joh. 3:1).

Ja, nicht nur unsere Sündenschuld hat Jesus uns abverdient: Er hat uns so von Adams Schuld erlöst und wieder hinaufgehoben zur Gleichförmigkeit mit Gott, daß wir nun den „Geist des Vaters" in uns tragen (Matth. 10:20), dem „Bilde des Sohnes gleichförmig zu werden" imstande sind (Röm. 8:29), und den Heiligen Geist in uns haben: „Weil ihr nun Söhne seid, sandte Er den Geist Seines Sohnes in euer Herz" (Gal. 4:6).

Durch Christi Erlösergnaden sind wir nun wieder verwandt mit Gott. Blutsverwandt sind wir mit Menschen. Mit Gott sind wir durch die Gnade verwandt, die nach der Hl. Schrift „Anteilnahme

an der göttlichen Natur" ist (2. Petr. 1:4). Gottverwandt sind wir. Christi Vater ist unser Vater, denn Christus ist der „Erstgeborene unter vielen Brüdern" (Röm. 8:29). Die „vielen Brüder" Christi aber sind wir. Gott selbst hat „in Liebe uns zu Seinen Kindern vorherbestimmt" (Eph. 1:5). Gott hat uns in Seine göttliche Familie aufgenommen — durch Christus haben wir „die Annahme an Sohnes Statt erhalten" (Gal. 4:5).

Wahrlich: „Gott ist die Liebe!"(1 Joh. 4:8).

Christus ist wohl wieder von uns gegangen — und doch ist Er unter uns geblieben: Er lebt in Seiner Kirche, deren Glieder wir sind. Er ist „das Haupt Seines Leibes, der Kirche" (Kol. 1:8). Durch die Taufe sind wir Glieder der Kirche Jesu geworden. Wir sind aber alle in Christus hinein getauft, haben „Christus" dabei „angezogen", sodaß wir alle nun „Einer in Christus" sind (Gal. 27, 28). Ganz wie Jesus gesagt: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Rebzweige. Wie der Rebzweig aus sich selbst keine Frucht bringen kann, wenn er nicht am Weinstock bleibt, also auch ihr nicht, wenn ihr nicht in Mir bleibt" (Joh. 15:5, 4b).

So lebt Er denn als Haupt der Kirche in uns und wir in Ihm. „So wie Du, Vater, in Mir bist und Ich in Dir, daß sie in Uns Eins seien!" (Joh. 17:21).

Er ist in uns und wir sind in Ihm: „In Ihm leben wir und bewegen wir uns" (Apostelgesch. 17:28).

Das ist unser Christusglauben. Und noch andere geheimnisvolle Dinge hat Er uns geoffenbart, die in uns und an uns durch Ihn geschehen. Wir werden noch darauf zurückkommen.

„Gepriesen sei Gott der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns in Christus gesegnet hat mit allem überirdischen Segen vom Himmel her!" (Eph. 1:3). „Ihm, dem allein weisen Gott, sei durch Jesus Christus Preis und Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit" (Röm. 16:27) — Dank dafür, daß Er uns Christus geschenkt hat!

– Der Schriftleiter

Der Acker ist die Welt

Matth. 13:38

Es gibt eine verdorbene und verderbliche, weil vom Bösen durchdrungene Welt: „Sie liegt im Bösen" (1 Joh. 5:19). Diese Welt ist von Jesus verdammt worden: „Jetzt ist das Gericht über diese Welt" (Joh. 12:31), aber Er hat sie durch Seine allmächtige Kraft besiegt: „Ich habe die Welt besiegt" (Joh. 16:33). Dieser Welt gehört ihr nicht an, und darum haßt sie euch: „Weil ihr . . . nicht aus der Welt seid, sondern ich euch aus der Welt erwählt habe, darum haßt euch die Welt" (Joh. 15:19). Mit dieser Welt dürft ihr euch nicht einlassen, noch weniger euch mit ihr vermischen: ihr könnt mit ihr nicht Gespräche anknüpfen, zu Kompromissen gelangen, Pakte schließen; ihr Fürst ist Satan: „Der Fürst dieser Welt" (Joh. 14:30), und mit Satan gibt es keinen Vergleich.

Aber es gibt auch eine andere Welt: die Welt die Gott geliebt hat: „So sehr hat Gott die Welt geliebt" (Joh. 3:316); die Welt, in die Jesus, der Sohn Gottes, gesandt worden ist, nicht um sie zu richten, sondern damit sie durch Sein Werk gerettet werde: „Denn Gott hat Seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, damit Er die Welt richte, sondern damit die Welt durch Ihn gerettet werde" (Joh. 3:17). Die Welt, deren Licht Jesus ist: „Solange Ich in der Welt, bin, bin Ich das Licht der Welt" (Joh. 9:5); die Welt, der das Brot, das das Fleisch Christi ist, Leben gibt: „Das Brot, das Ich geben werde, ist Mein Fleisch für das Leben der Welt" (Joh. 6:15).

In dieser Welt, in diesem Acker gibt es Keime, die gepflegt werden müssen; Pflanzen, die wachsen und sich vermehren möchten; Früchte, die geerntet werden müssen. Hier gibt es vor allem ein Erdreich, in das Samen gestreut werden muß. In ihm liegen die Furchen bereit, gezogen und in die Tiefe gegraben von erlittenen Enttäuschungen, vergossenen Tränen, von dem überwältigendem Wunsch, den Glauben wieder erblühen und die Hoffnung wieder Frucht bringen zu sehen. Wir möchten, geliebte Brüder, daß ihr in diesem Augenblick abseht von der Straße, die jenseits dieses Ackers vorbeiführt, von den Steinen, denen man auf dem Acker selber begegnen kann; Wir möchten, daß ihr vorerst die Ranken und Dornen nicht in Betracht zieht, die sich hie und da finden, sondern nur das gute Erdreich: dessen gibt es viel, geliebte Söhne, und es wartet, selbst unbewußt, auf eine reiche Aussaat.

An die Fastenprediger und Pfarrer Roms Papst Pius XII., 5. März 1957

Aus der Herz-Jesu Enzyklika Papst Pius XII.

Erlassen am 15. Mai 1956

„Wenn auch, Ehrwürdige Brüder, die Andacht zum heiligsten Herzen Jesu überall für das christliche Leben heilsame Früchte gebracht hat, so weiß doch jeder, daß die streitende Kirche auf Erden, besonders aber die bürgerliche Gemeinschaft, noch nicht zu jener höchsten Form der Vollkommenheit gelangt ist, die dem Wunsch und dem Verlangen Jesu Christi, des mystischen Bräutigams der Kirche und des Erlösers des Menschengeschlechtes, entspräche. Denn nicht wenige Söhne der Kirche entstellen das Antlitz ihrer Mutter, das sie auf ihre Weise wiedergeben, durch allzuviel Flecken und Runzeln; denn nicht alle Christen erglänzen in der sittlichen Heiligkeit zu der sie von Gott berufen sind; denn nicht alle Sünder sind in das treulos verlassene Vaterhaus zurückgekehrt, um dort wieder das „beste Gewand" (Luk. 15:22) anzulegen und den Ring, das Zeichen der Treue gegen den Bräutigam der Seele, an den Finger gesteckt zu halten; noch sind nicht alle Heiden unter die Glieder des geheimnisvollen Leibes Christi aufgenommen. Nicht genug! Denn wenn Uns der erschlaffende Glaube der Guten bitter schmerzt, in deren von trügerischer Begierde nach Irdischem verführten Herzen die Glut der Gottesliebe erkaltet und Schritt für Schritt erlischt, so quälen Uns noch viel mehr die Machenschaften ruchloser Menschen, die, wie aufgehetzt vom höllischen Feind, jetzt besonders von unversöhnlichem und offenem Haß glühen gegen Gott, gegen die Kirche und besonders noch gegen Ihn, der auf Erden der Vertreter des göttlichen Erlösers ist und dessen Liebe zu den Menschen vergegenwärtigt, nach dem bekannten Wort des Mailänder Kirchenlehrers: „Er (Petrus) wird ja nach dem gefragt, woran man zweifelt, an dem aber der Herr nicht zweifelt; dieser fragt, nicht um zu lernen, sondern um den zu belehren, den Er, da Er zum Himmel auffahren sollte, uns als Stellvertreter Seiner Liebe hinterließ."

In Wahrheit ist ja der Haß gegen Gott und die rechtmäßigen Stellvertreter Gottes das größte Verbrechen, das der Mensch je begehen kann, er, der nach dem Bild und Gleichnis Gottes erschaffen und bestimmt ist zum Genuß Seiner vollkommenen und ewig im Himmel dauernden Freundschaft. Wenn der Mensch durch den Haß gegen Gott so weit wie möglich vom höchsten Gut getrennt wird, so treibt es ihn auch, von sich und seinen Mitmenschen alles zurückzuweisen, was von Gott ausgeht, was mit Gott verbindet, was zum Besitz und Genuß Gottes führt: Wahrheit, Tugend, Frieden, Gerechtigkeit.

Da man nun leider beobachten kann, wie die Zahl derer, die sich stolz Feinde des ewigen Gottes nennen, da und dort zunimmt, wie ebenso die lügnerischen Lehren des Materialismus in Theorie und Praxis Verbreitung finden, wie die zügellose Freiheit des Trieblebens weithin angepriesen wird, was nimmt es da wunder, wenn in den Herzen vieler die Liebe erkaltet, die oberstes Gesetz der christlichen Religion, das feste Fundament wahrer und vollkommener Gerechtigkeit und der Hauptquell des Friedens und der Freude ist? Wie unser Heiland mahnte: „Weil die Gottlosigkeit überhandnimmt, wird die Liebe bei vielen erkalten" (Matth. 24:12).

Wo nun, ehrwürdige Brüder, ist gegen das viele Böse, das wenn überhaupt je, so besonders heute die Einzelmenschen, die Familien, die Nationen und den ganzen Erdkreis in bedrückende Unordnung versetzt, Hilfe zu suchen? Gibt es eine Andacht, die hochwertiger wäre als die Herz-Jesu-Verehrung, die genauer der Eigenart des katholischen Glaubens entspräche, die angepaßter den heutigen Nöten der Kirche und der Menschheit entgegenkäme? Welche Gottesverehrung wäre würdiger, ansprechender und heilsammer als sie, da der Kult, um den es geht ,ganz auf die Liebe Gottes ausgerichtet ist? Was endlich kann wirksamer als die Christusliebe — und die Verehrung des heiligsten Herzens Jesu entzündet sie täglich mehr — die Gläubigen bestimmen, das Gesetz des Evangeliums in ihrer Lebensführung zu verwirklichen, ohne das, wie das Wort des Heiligen Geistes: „Das Werk der Gerechtigkeit ist Friede" (Isaias 32:17) überzeugend mahnt, keineswegs ein Friede unter den Menschen herrschen kann, der diesen Namen verdient?

Darum drängt es Uns, nach dem Beispiel Unseres unmittelbaren Vorgängers an alle Unsere Söhne in Christo wieder jene Mahnworte zu richten, mit denen Leo XIII. unvergeßlichen Andenkens zum Abschluß des vorigen Jahrhunderts an alle Christgläubigen und auch an alle, die um ihr eigenes Heil wie das der bürgerlichen Gemeinschaft ehrlichen Sinnes besorgt sind, richtete: „Seht, ein anderes, Segen verkündendes und göttliches Zeichen bietet sich heute den Blicken dar: das heiligste Herz Jesu . . . das in hellem Glanz unter den Flammen aufleuchtet. Auf dieses Zeichen ist alle Hoffnung zu setzen: von ihm das Heil der Menschen zu erflehen und zu erwarten."

Es ist Unser brennender Wunsch, daß alle, die mit Stolz sich Christen nennen und angestrengt für die Errichtung des Reiches Christi auf Erden kämpfen, die andächtige Verehrung des Herzens Jesu zum Wahrzeichen und zur Quelle der Einheit, des Heiles und Friedens wählen. Doch soll niemand glauben, daß durch diese Andacht den anderen Frömmigkeitsformen, in denen das christliche Volk unter Führung der Kirche den göttlichen Erlöser ehrt, irgendwie Abbruch getan wird. Im Gegenteil wird eine innige Herz-Jesu-Andacht die Verehrung des hl. Kreuzes und die Liebe zum hochheiligen Altarssakrament ohne Zweifel nur stark fördern. Wir können ja behaupten . . ., daß niemand Jesus Christus am Kreuze richtig erfassen könne, dem nicht das geheimnisvolle Innere dieses Herzens sich eröffnet hat.

Es wird auch nicht leicht sein, die Kraft der Liebe

Die ungewöhnliche Beichte

Die Gläubigen und ihre Priester erschienen mir wie eine Herausforderung. Sie lebten von Papiergeld. Ich aber brauchte Gold.

Ich hätte ihnen meine Gedanken sagen sollen. Blitzartig fiel mir erheiternd ein: es gab ja nichts Einfacheres. Ich würde in einen Beichtstuhl gehen, wie um zu beichten, und mein Elixier ins geistliche Ohr gießen.

Ich mußte eine Kirche weitab meines Wohnviertels wählen, auf daß nicht der Priester mich am Ende nach diesem Streich auch noch erkenne. Ich entschied mich für die Kirche Saint-Bernard. Sie war, als ich eintrat, noch menschenleer. Mit leisen Schritten schlich ich mich zu den drei Beichtstühlen. Den Pfarrer schaltete ich aus, er war wohl der Älteste und für gesunde Scherze am wenigsten zu haben. So blieben die beiden Vikare: Philippe Démanoir und Léon Morin. Ich hatte nichts als ihre Namen und mußte zu erraten suchen, wer von den beiden der Empfänglichere sein würde. Philippe schien eher bürgerlicher Herkunft zu sein. Die Eltern von Léon mußten wohl Bauern sein, um ihm einen solchen Vornamen zu geben. Also los zu Léon! Auf den Morin! Ich hatte Angst, aber ein Rückzug kam nicht in Frage.

Im Augenblick, als die halbe Stunde vom Kirchturm schlug, glitt er auf den Fliesen daher, klein, unbedeutend, mit gesenktem Gesicht. Ich trat fast gleichzeitig mit ihm in den Beichtstuhl ein.

Nach einem Augenblick, und meine Unruhe zerdehnte ihn, wurde der Vorhang weggezogen. Ich preßte mit aller Kraft meine Hände ineinander und sagte in einem heftigen Atem: „Die Religion ist Opium für das Volk."

„Das kann man nicht sagen", antwortete Morin auf natürlichste Weise, als setzten wir eine längst begonnene Unterhaltung fort. „Es sind die Bürger, die aus der Religion Opium für das Volk gemacht haben. Sie haben sie zu ihren Gunsten entstellt."

Ich glaubte zu träumen und mußte mich gewaltig zusammennehmen: „Ihr habt es ihnen erlaubt. Sie und Ihr, das ist jezt ein und dasselbe."

„Die Kirche hat die Arbeiterklasse aus eigener Schuld verloren, das stimmt schon, aber wir rühren uns. Ein katholischer Jungarbeiter, der streikt und vorher zur Kommunion gegangen ist, wird den Streik mit viel größerer Entschlossenheit fortsetzen. Das Unrecht ist ein Greuel für das Herz eines Christen."

„Das ist nicht das einzige. Selbst wenn die Religion rein geblieben wäre, so würde das noch immer nicht ihre Wahrheit beweisen."

Ich fühlte, wie jenseits des Gitterwerkes Morin mir seine ganze eindrucksvolle Aufmerksamkeit schenkte.

„Natürlich nicht", sagte er. „Auch wenn die Religion rein geblieben wäre, würde das noch immer nicht ihre Wahrheit beweisen." Ich schämte mich, eine solche Selbstverständlichkeit verkündet zu haben. Meine Gedanken flohen wie in Panik. Ich sah gar nicht mehr, wozu ich mich in dieses Netz begeben hatte. Ich begann aufzustehen, um das Weite zu suchen.

„Es ist recht, daß Sie gekommen sind", sagte der Priester.

„Wieso recht? Ich bin doch als eine Gegnerin hier."

„Glauben Sie? Ich glaube es nicht. Es ist schon lange her, daß Sie gebeichtet haben, nicht wahr?"

„Seit der ersten Kommunion. Aber ich bin nicht dabei, zu beichten."

„Ich weiß schon, es ist kein Ver-

Herr, reiße uns heraus aus unserem unfruchtbaren Dämmern,
auf daß zu Deiner Ehr' wir leben.
Jetzt ist die gnadenreiche Zeit,
heut ist der Tag des Heiles für Deine Diener, Gott!
Geduldig in Trübsal, in Angst und Not sollst Du uns finden.
In Müh und Fasten wollen wir Dir dienen.
Mit Keuschheit und Weisheit und freundlicher Langmut,
mit ungeheuchelter Liebe und Worten der Wahrheit,
mit Deiner Kraft, o Gott, beschenke uns Dein Geist.

---

zu erfassen, mit der Christus sich uns zur geistigen Nahrung gab, wenn nicht in der besonderen Pflege der eucharistischen Herz-Jesu-Verehrung, die nach den Worten Unseres Vorgängers seligen Gedenkens Leos XIII. erinnern soll „an die Tat der höchsten Liebe, in der unser Erlöser, alle Reichtümer Seines Herzens hinopfernd, um bis an das Ende der Zeiten bei uns zu bleiben, das anbetungswürdige Sakrament der Eucharistie, die Er uns aus so großer Liebe Seines Herzens geschenkt hat."

In dem drängenden Wunsch endlich, den ruchlosen Machenschaften der Hasser Gottes und der Kirche einen Riegel vorzuschieben wie auch die häusliche und bürgerliche Gemeinschaft zur Gottes- und Nächstenliebe zurückzuführen, behaupten wir ohne Bedenken, daß die Verehrung des heiligsten Herzens Jesu die wirkungsvollste Schule der Gottesliebe ist; der Liebe zu Gott, auf die sich das in den Einzelmenschen, in den Familien, in den Nationen zu errichtende Reich Gottes stützen muß, wie derselbe unvergeßliche Vorgänger von uns weise mahnt: „Das Reich Christi empfängt von der Gottesliebe Kraft und Gestalt: eine heilige und geordnete Liebe ist sein Fundament und Bestand. Daraus folgt dann notwendig: die Pflichten unverletzlich zu erfüllen; in nichts das Recht der anderen schmälern; das Diesseitige dem Himmlischen unterordnen; die Liebe Gottes allem vorzuziehen." —

gnügen, seine Fehler vor seinem Nächsten zu bekennen."

„Vergnügen oder nicht, die Frage stellt sich gar nicht, da ich nicht an Gott glaube."

„Sind Sie dessen sicher? Sie beten niemals?"

„Nur wenn ich es gar nicht hindern kann. Es muß ein Rest von Kindheitsgewohnheiten sein. Irgendeine Schwäche."

„Sie sind hochmütig, nicht wahr?"

„Ja."

Lügen Sie manchmal?"

„Ja." (Es war mir, als spielte ich wider meinen Willen ein kleines, schmerzliches Frage- und Antwortspiel.)

„Sie haben nie gestohlen?"

„Doch."

„Was haben Sie gestohlen?"

„Zu essen."

„Werden Sie gelegentlich zornig?"

„Ja."

„Vergehen Sie sich nie gegen die Reinheit?"

„Ich weiß nicht."

„Wissen Sie sich für andere einzuschränken und zu bemühen?"

„Nur für meine Tochter."

„Sie erfüllen Ihre Pflichten gegenüber dem Staat?"

„Mehr oder weniger."

„Glauben Sie, daß Sie die Möglichkeiten, die in Ihnen liegen, aufs äußerste verwirklichen?"

„Nein."

„Sie wissen nicht, daß der heilige Paulus sagt: ‚Die Welt wäre besser, wenn ihr es wäret'?"

Ich empfing den Hieb ohne Widerrede.

„Sie haben ein gute Beichte abgelegt", sagte mein Gesprächspartner, ohne irgendwelche Ironie zu zeigen. „Jetzt müssen Sie Vergebung erbitten."

„Von wem?"

„Von X", antwortete er heiter.

Ich blieb stumm. Der Priester, so nahe bei mir und so sehr von mir getrennt, verharrte in Schweigen und völlig unbewegt. Wir werden bis zum Ende der Welt bleiben, dachte ich in einem qualvollen Augenblick.

„Sie sind ja ohne Schneid", sagte Morin endlich.

„Vergebung."

„Ah", nahm er sachlich zur Kenntnis. „Wollen Sie, daß ich Ihnen eine Buße gebe?"

„Nein." Der Strudel riß mich mit.

„Doch. Eine Buße wird Ihnen gut tun. Knien Sie, wenn Sie aus dem Beichtstuhl kommen, nieder."

„Auf eines der Samtkissen?" grinste ich.

„Nein, nicht auf einen Betstuhl, auf die Fliesen. Die Knie werden Ihnen ein wenig weh tun. Und da werden Sie ein Gebet nach Ihrer eigenen Vorstellung beten."

„Da ich nicht gläubig bin, könnte ein solches Gebet nur der reine Hohn sein."

„Unsere Gebete sind immer Hohn. Es ist ein solches Mißverhältnis zwischen Ihnen und jenem, an den sie gerichtet sind."

„Aber wenn die Person die sie betet, sie ernstnimmt, wenn sie daran glaubt?"

„Wer sagt Ihnen, daß das Bemühen nicht ebensoviel wert ist wie der Glaube?"

„Ich habe auch keine Gewissensbisse."

„Das will ich hoffen. Judas hatte Gewissensbisse, deshalb hat er sich auch aufgehängt. Reue wird von uns verlangt, das genaue Gegenteil von Gewissensbissen."

„Ich könnte nur Reue empfinden, wenn ich als Lebensregel die christliche Moral gewählt hätte."

„Sind Sie immer sehr zufrieden mit sich selbst?"

„Nein, aber meine Handlungsweise ist bestimmt durch Vererbung, durch meine Organe, durch die Umstände."

„Dann sind Sie also ein Roboter? Senken Sie den Kopf, daß ich Ihnen die Absolution gebe."

Ich gehorchte und sagte: „Mit mir hat man's leicht, nicht wahr?"

„Mittel", antwortete Morin unbewegt. Er hob die rechte Hand und sprach langsam; er übersetzte und betonte jedes Wort:

„Ich spreche dich los von deinen Sünden im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Das Leiden unseres Herrn Jesus Christus, die Verdienste der allerseligsten Jungfrau Maria und aller Heiligen und alles, was du Gutes getan und Schlimmes ertragen hast, sie dienen dir zum Nachlaß der Sünden, zur Mehrung der Gnade und zum Lohne des ewigen Lebens. Amen."

Nach einem Schweigen: „Soll ich Ihnen Bücher leihen?"

„O ja!" rief ich aus und bedauerte sofort meine Begeisterung.

Er wurde ganz lebendig: „Das Pfarrhaus ist gerade gegenüber dem Kino ‚Le Moderne'. Wann können Sie kommen?"

„Nur abends", antwortete ich.

Es beruhigte mich ein wenig, daß ein Geistlicher kaum nächtlicherweile weiblichen Besuch empfangen könne.

„Mittwoch um halb neun, können Sie? Drei Treppen. Abbé Morin (ironisch betonte er beide Worte), — Sie werden es nicht vergessen?"

Ich murmelte etwas Undeutliches.

„Gehen Sie jetzt", sagte er eher strenge.

(Dem in der Frankfurter Verlagsanstalt erschienenen Roman „Léon Morin", Priester" entnommen.)

Eine alte Überlieferung behauptet, daß die Welt im März erschaffen wurde. Das „Fiat Lux", „Es werde Licht", sei in diesem Monat erklungen. Im gleichen Monat sprach Maria ihr „Fiat". Das Wort Fiat ist voll von Geheimnissen, von Geheimnissen der Schöpfung und von Geheimnissen der Vollendung, denn das Ende der Welt könnte zur selben Jahreszeit sein wie die Erschaffung der Welt. Wie es um diesen Punkt auch bestellt sein mag: es ist sehr bemerkenswert, daß das Wort Fiat dem natürlichen wie dem übernatürlichen Licht den Befehl oder die Erlaubnis gab, seine Strahlen zu senden.

Ernest Hello

Die Kirche Gottes Kraft in unserer Schwachheit

von Dr. Hugo Rahner S.J.



Es wird viel gerühmt an der Kirche. Und mit recht. Denn sie ist ein Haus voll Glorie weit über alle Lande. Und gerade als Zeichen, dem widersprochen wird, ist sie die Herrin der Weltgeschichte, der die großen Herzen gehören.

Aber alles wäre nur ein „Rühmen im Fleische" (1 Kor. 1,29; 3,21; Eph. 2,9), und nicht ein Rühmen im Kreuze Christi" (Gal. 6,14), alles wäre verfälscht und darum erfüllt von jener heimlichen Enttäuschung, die uns oft auch nach kirchlichen Feststunden zu befallen pflegt, wenn wir nun nicht auch sprächen von dem unbegreiflichen Geheimnis des christlichen Daseins, das Paulus andeutet mit den Worten: „Wenn schon gerühmt sein muß, dann will ich mich rühmen meiner Schwäche" (2. Kor. 11,30). Der Apostel spricht hier von seiner eigenen Armseligkeit. Aber es gehört zu den fundamentalen Wahrheiten der von ihm aufgezeichneten Offenbarung des Neuen Testamentes, daß Gottes Gewalt sich kundgebe in menschlicher Schwäche.

Das Heilswerk des Vaters, das vor Grundlegung der Welt in Liebe beschlossen ward, gibt sich uns Menschen kund im fleischgewordenen Wort und wird durch die Kirche in der Gewalt der siegreichen Gnade zum seligen Ende geführt in Schwachheit. Denn so steht geschrieben: „Gottes Gewalt vollendet sich in Schwäche" (2. Kor. 12,9). Und dieses Wort lassen wir stehen. Ja, wir lassen es stehen in der bestürzenden Härte des griechischen Wortes: „Gottes Dynamis vollendet sich in Asthenie." Die Fülle dieser Worte mögen wir vage wiederahnen aus dem, was heute Technik über Dynamik und Medizin über Asthenie (Schwachheit) sagen. Und so lesen wir: die Dynamitgewalt Gottes kommt zu ihrem Ziel in Asthenie, in asthenischem Kümmerwuchs, in Schwächlichkeit, also im Gegensatz zu allem scheinbar Großen, Gesunden, schön Gewachsenen, Humanen, Verständlichen.

So und nicht anders will sich die Sprenggewalt der im mystischen Christus leidenschaftlich zum Sieg drängenden Heilsliebe des ewigen Vaters kundgeben. „Denn die Torheit Gottes ist weiser als die Menschen, die Schwäche Gottes stärker als die Menschen, und was verächtlich ist und niedrig, das hat Gott auserwählt, damit sich niemand vor Gott rühmen könne, und auf daß sich erfülle, was geschrieben steht: ‚Wer sich rühmen will, rühme sich im Herrn' " (1 Kor. 1,25-31).

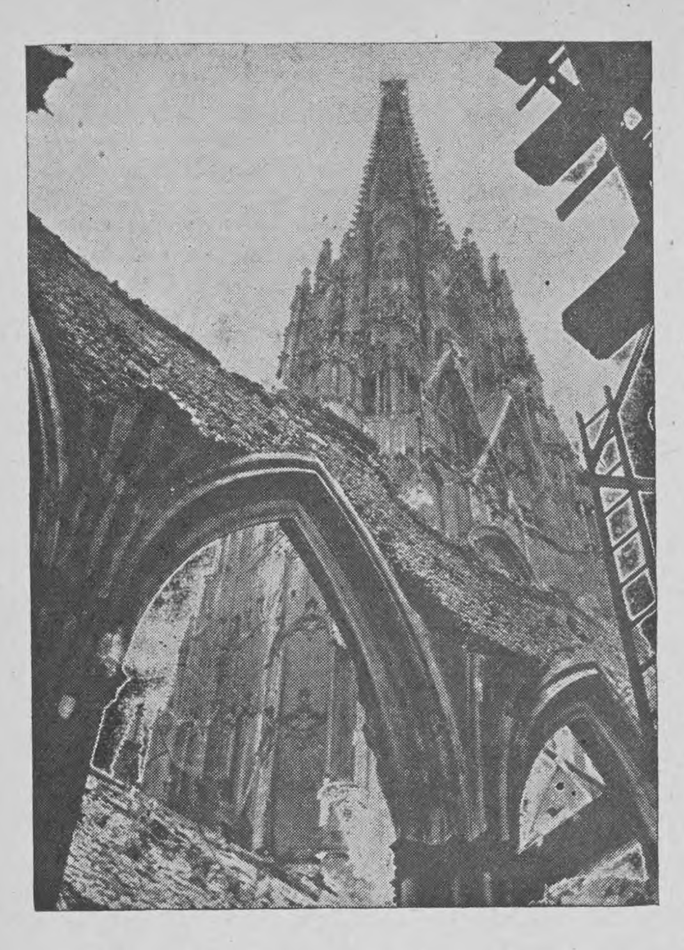
Die Kirche Gottes ist in Kraft ihrer Nachbildung des Herrenleibes hinieden immer beides: Kraft und Schwäche, Glorie und Verächtlichkeit, sie ist Herrin und Magd, thronende Königin und arme Pilgerin. Aber die Menschen in der Kirche stehen zu allen Zeiten in der Versuchung, ihre schon diesseitige Repräsentanz der Glorie, der Herrschaft, des in Christus bereits gesicherten Sieges so als ihr eigentliches Wesen zu betrachten, daß sie ihre Schwäche und Torheit höchstens als unvermeidlichen Tribut an die Gesetze ihrer historischen Pilgerschaft registrieren und bedauern.

Es ist wahr: Kirchenglorie muß schon auf Erden sein, Kirchenschwäche muß ausgeduldet, geheilt, ja bekämpft werden. Aber eine solche Koexistenz, ein bloßes Nebeneinander von Dynamis und Astheniea, kann nicht die letzte Lösung der Fragen sein, die uns die schwächliche Kirche aufgibt. Paulus wagt vielmehr das kühne Wort: „Eben dadurch, daß ich schwach bin, bin ich stark" (2. Kor. 12,10). Die Schwäche selbst ist eine Stärke. Das gilt von der Kirche überhaupt. Gerade weil sie schwach ist, gerade in ihrer Asthenie, soll sich im Lauf ihrer Erdenzeit erweisen, daß wir uns immer nur der Dynamis Gottes rühmen dürfen. Wer das an der Kirche nicht begreift, der hat das Wesen des Glaubens nicht begriffen, der hat das Mysterium des Kreuzes nicht begriffen, aus dem die Kirche geboren wird.

Wir verstehen die Kirche nur aus der aller irdischen, normalen, vernünftigen Maße sprengenden Heilstat, daß das göttliche Wort einen Menschentod der Kreuz-

---

„Die Kirche Gottes ist . . . immer beides: Kraft und Schwäche, Glorie und Verächtlichkeit, sie ist Herrin und Magd, thronende Königin und arme Pilgerin. . . Da hängt Er, der Menschensohn, der Wurm, der Ausspei Seines Volkes, sterbend zwischen Himmel und Erde. . . Der Gehenkte und der Erhöhte!" So spricht der Jesuitenpater Hugo Rahner in dem hier wiedergegebenen überall sehr beachteten und viel diskutierten Vortrag, den er auf dem letzten deutschen Katholikentag in Köln gehalten.



Trümmer! Und doch steht die Kirche Christi

schande gestorben ist, daß ein Ermordeter sagen konnte: dadurch habe ich die Welt besiegt. Und er hat uns ein Wort hinterlassen, das die unaufhebbare Spannungseinheit seines Lebens zwischen Schwäche und Kraft, zwischen Vernichtung und Glorie zusammenfaßt: „Wenn ich von der Erde erhöht bin, dann werde ich alle an mich ziehen" (Joh. 12,32). Und „erst dann werdet ihr erkennen, wer ich bin, wenn der Menschensohn von der Erde erhöht sein wird" (Joh. 8,28). Von der Erde erhöht: das heißt zunächst nicht, daß er erhöht wird in den Glanz seiner Herrlichkeit beim Vater, sondern das heißt: er wird erhöht am Kreuzesbalken, aufgehängt wie das Schlangenbild des Moses in der Wüste. So sagt es der Herr selbst (Joh. 3,14). Und damit wir die unbegreifliche Härte dieses Wortes nicht verweichlichten, legt es uns der Apostel aus mit den Worten: „Damit deutete er an, welchen Todes er sterben werde" (Joh. 12,33). Da hängt er, der Menschensohn, der Wurm, der Ausspei seines Volkes, sterbend zwischen Himmel und Erde. Er ist der Gehenkte in der Wüste der Weltgeschichte, der alles an sich zieht. Der Gehenkte und der Erhöhte. Beides ist eins. Kreuztod ist Verherrlichung, Schwäche ist Gewalt.

In dieses Geschick nun muß ihm die Kirche folgen. Denn sie ist sein Leib. Sie ist nicht nur das unter den Völkern aufgerichtete Zeichen des Sieges und der kommenden Glorie, sie ist ebenso die am Holzgalgen ihrer Erdengeschichte Aufgehängte. Und nur der Mensch findet mitten durch Schlangen und Wüsteneien Heil und Heimat, der es mit unverwandten Augen wagt, glaubend zu ihr aufzuschauen und ihre Schwäche zu bekennen. Christus hat die Kirche als sein Gottesvolk aus dem Ägypten der humanen Fleischtöpfe ausgestoßen. Das Gelobte Land ist ihrer sicher — aber der Wanderweg geht durch die öden Lande ihrer welthistorischen Zusammenbrüche, geht durch das verfallende spätrömische Imperium, in die Machtkämpfe des Mittelalters, in die Mißerfolge ihrer neuzeitlichen Missionsgeschichte, hinein in die Tragödien von Rußland und China, in die Verfaulung unserer Kultur und in die atomsprengende Zukunft, die wir noch nicht kennen. Überall an ihrem Wege liegen die Trümmer ihrer verrosteten Waffen, stehen die zerbröckelnden Grabmäler ihrer im Tod so klein gewordenen Großen. Immer hatte sie einen Moses und einen Aron, aber immer auch murrendes Volk, immer Abfall und klägliches Versagen. Oft hat sie den Pakt mit dem je Gegenwärtigen zu früh geschlossen, oft hat sie die Zeichen der Zeit zu spät verstanden. Immer waren in ihr kleine, enge, sündige Menschen am Werk — führend, aber hindernd, planend, aber unweise. Die Kirche ist die müde, staubige Pilgerin durch eine Wüste.

Aber das ist nur die eine Seite ihres Mysteriums der Schwäche. Wenn wir glaubend uns zu ihr bekennen, denken wir auch an das andere Geheimnis ihrer Nichtigkeit. Das Größte in ihr, das Ewige, das glorreich Heilige dieser Herrin der Seelengeschichte hüllt sich am liebsten in Schwäche, ist verborgen im Herzensschrein der Kleinen, denen es der Vater allein geoffenbart hat, was es sei um die inwendige Schönheit des Königreiches. Diese Kirche lebt in den Ungelehrten, in den kleinen Nonnen, in den stillen Kranken, die wir Heilige und die die Welt Asthenische nennt.

Das also ist die Kirche dessen, der in ihrer Mitte aufgehängt ist und in dieser Kirche alle an sich ziehen will. Kommt zu mir, ihr Mühseligen und Belasteten, sagt er. Das ist die Kirche des Fischers Petrus, der närrisch umgekehrt gekreuzigt wurde. Das ist die Kirche unseres Glaubenswagnisses. Von ihr sang in der christlichen Urzeit die Kirche in einer Präfation zum Feste Peter und Paul: „Also sollte kundwerden ,daß es nicht ankommt auf menschliches Mögen, sondern auf göttliches Geben. Greifbar sollte werden, wie alles scheinbar Großartige dieser Welt ohne dich, o Gott, nur Torheit ist. Belehrt sollten wir werden, wie alles Törichte erhaben wird durch dich. So hat es gefügt deine waltende Kraft." —

Das liturgische Wort im Gottesdienst

In der folgenden Artikelreihe behandeln wir das sogenannte Proprium, d. h. die in jeder Messe wechselnden Teile. Sie sollen beitragen zum tieferen Verständnis des jeweiligen Festcharakters der Eucharistiefeier und zu aktiver Teilnahme am hl. Opfer.

Introitus — feierliches Einzugslied

Als im Mittelalter die Privatmesse immer mehr in Übung kam, fügte man vor dem Beginn der heiligen Messe noch das Stufengebet ein. Der Introitus, das eigentliche Eingangslied, ist in der heutigen Gestalt nur mehr ein Rest des einstigen feierlichen Gesanges beim Einzug des Papstes und der Kleriker. Das rechte Verständnis dieses stimmungsvollen Liedes gibt uns einen Einblick in den Vollzug der Papstmesse im 4. Jahrhundert.

Nachdem die Kirche durch Kaiser Konstantin Freiheit und staatliche Anerkennung gefunden hatte, begann man allerorts im römischen Reiche, vor allem aber in der Ewigen Stadt selbst, mit dem Bau mächtiger Basiliken. In diesen Gotteshäusern wurde die Sakristei — secretarium genannt — unmittelbar neben dem Haupteingang angelegt, also direkt gegenüber dem Papstaltar. So durchzog der Heilige Vater in feierlicher Prozession, begleitet von einer großen Anzahl von Klerikern, die weite Halle der Basilika. Diese Einzugsprozession wurde musikalisch ausgestaltet mit den „Introitus-Gesängen" der Schola, einer aus Klerikern bestehenden, ausgebildeten Sängerschaft. Wir haben heute nur noch einen einzigen feierlichen Introitus, nämlich beim Einzug des Bischofs, bei dem der Chor das „Ecce sacerdos magnus" (Sehet, das ist der Hohe Priester, der in seinen Tagen Gott gefällt) singt. Es war Aufgabe des Chormeisters, den für die einzelnen Feste geeigneten Text zum Introitus auszuwählen. In alter Zeit nahm man diesen grundsätzlich aus dem Buche der Psalmen. Zum Papsteinzug stellten sich die Sänger, in zwei Chöre geteilt, vor dem Altar auf. Der vom Chormeister bestimmte Psalm wurde beim Einzug versweise von beiden Chören abwechselnd gesungen. Diesen Wechselgesang nannte man mit einem griechischen Wort „anthiphonisches Singen". Um den exakten Einsatz des Chores zu ermöglichen, schickte man einen Vorvers voraus, der die Melodie des Psalmes erkennen ließ. Diese Gewohnheit entsprach dem instrumentalen Vorspiel in der weltlichen Musik. Da man aber die bei den Heiden zu ausgelassenen Festen gebrauchten Instrumente nicht in den Gottesdienst aufnehmen wollte, mußten eben die Sänger die Aufgabe des Einstimmens übernehmen. Dabei wurde dem Vorvers ein so großes Gewicht beigelegt, daß man ihn selbst „Antiphon" nannte. Das antiphonische Singen des Psalmes dauerte an, während der Papst, vor dem Altar niedergeworfen, betete. Nach dem stillen Gebet erhob sich der Heilige Vater und ging zu dem hinter dem Altar befindlichen Thron. War der Psalm sehr lang, so gab der Papst ein Zeichen, auf das hin der Gesang mit dem Gloria Patri — Ehre sei dem Vater — und der Wiederholung des Vorverses beschlossen wurde.

Die Art des antiphonischen Singens kam aus Antiochien nach Rom. Dort hatte sich um das Jahr 350 unter der Führung der beiden Mönche und späteren Bishöfe Flavian und Diodor eine mächtige katholische Bewegung gegen das fanatische Arianertum entwickelt. Diese Bewegung pflegte bei ihren Versammlungen an den Märtyrergräbern besonders das Psalmgebet in der Form des antiphonischen Singens.

Die feierliche Prozession zum Gottesdienst verfiel allmählich, bedingt durch die neue Bauweise der Kirchen, bei der die Sakristei möglichst nahe an den Altar gelegt wurde. So konnte sich ohne Umweg keine Prozession mehr entfalten. Mit dem Weg zuf Altar verkürzte sich auch der Gesang des Chores. So ist etwa seit dem Jahre 1000 vom ganzen Psalm nur mehr der erste Vers übriggeblieben. Freilich wurde diese Verkürzung wieder in etwa ausgeglichen durch den immer reicher werdenden Ausbau der Antiphon. Pius X. hat uns durch die Choral-Restauration die alten Introitus-Melodien wiedergeschenkt. Antiphon und deren Wiederholung benötigen geraume Zeit, so daß der Psalm tatsächlich nur mehr mit seinem ersten Vers angedeutet werden kann. Die immer relativ langen Introitus-Melodien mögen anderseits dazu beigetragen haben, Stufengebet und Beräucherung des Altars einzuführen. Damit aber hat der Introitus aufgehört, begleitender Gesang zur Altarprozession zu sein.

„Sicher drückt uns die Last unseres Daseins, die Schwere des Leibes, Krankheit und Tod. Aber darüber erhebt sich im natürlichen Bereich immer neu das Leben: Der Morgen über die Nacht, der Frühling über den Winter, die Wahrheit über den Irrtum und die Liebe über den Haß. Wir sollten uns darüber klar sein, daß Roheit und Gewalt in die Nacht zurücktritt und zu Boden fällt, wenn wir uns ruhig über sie erheben. Die Schwere des Daseins bleibt, doch sie erhält durch unsere Haltung eine neue Bedeutung. Doch diese Umdeutung des Daseins kann nicht in eigener Vollmacht geschehen. Sie ist keine natürliche Leistung des Menschen allein" sondern nur durch Christi wirkendes Gnadenleben in uns und unser positives Mitleben mit Taufkraft, Eucharistie und Gnade möglich. —

Er ist in der heutigen Meßfeier zum selbstständigen Eröffnungsgesang geworden. Die moderne liturgische Bewegung ist bestrebt, dem Eingangsgesang wieder mehr Geltung zu verschaffen. So wurde bei der Krönungsmesse Pius XI. im Jahre 1922 beim Introitus der ganze Psalm gesungen.

Durch den Verlust des Psalmes ergibt sich die Schwierigkeit, daß wir aus dem verbliebenen Psalmvers häufig keinen Zusammenhang mehr mit der Idee des Festes finden, was bei der Fortsetzung des Psalmes sofort ersichtlich wäre.

Die Gewohnheit, einen Psalm mit dem sogenannten kleinen Lobspruch „Ehre sei dem Vater . . .” auf die heiligste Dreifaltigkeit zu beschließen, stammt aus der oben gegen die Arianer in Antiochien. erwähnten katholischen Bewegung. Der arianischen Irrlehre, der Sohn sei den Vater untergeordnet, wird die Wesensgleichheit der drei göttlichen Personen betont gegenübergestellt. Wenn das Gloria Patri — Ehre sei dem Vater . . . in der Passionszeit und im Requiem nicht gesungen wird, so haben wir es hier mit uraltem liturgischem Gut zu tun, das zu ändern man sich scheute.

Aufgabe des Introitus ist es, uns einzuführen in die Stimmung der Tagesmesse. Träger dieser Stimmung ist nach Verkürzung des Psalmes die Antiphon. Ursprünglich wird dazu der geeignetste Vers aus dem Psalm genommen. So in der ersten Weihnachtsmesse: „Dominus dixit ad me . . . Der Herr spricht zu mir: Mein Sohn bist Du, heute habe ich Dich gezeugt.” Oft auch nimmt man den Text aus irgend einem Buche der Hl. Schrift. In der dritten Weihnachtsmesse etwa aus dem Buche des Propheten Isaias: „Puer natus est nobis. Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt.” Zu Pfingsten ist die Antiphon aus dem Weisheitsbuch genommen: „Spiritus Domini . . . Der Geist des Herrn erfüllt den Erdkreis.” Häufig stammt der Text der Antiphon aus der Tagesepistel. So am dritten Adventssonntag: „Gaudete in Domino . . . Freuet euch allezeit im Herrn.” An Christi Himmelfahrt: „Viri Gallilaei . . . Ihr Männer von Galliläa, was schauet ihr staunend auf zum Himmel?” Zuweilen wird selbst auf den biblischen Text verzichtet und die Antiphon frei gestaltet: „Gaudeamus omnes . . . Frohlocken lasset uns alle im Herrn bei der Feier des Festtages zu Ehren . . .”

Diese wenigen Beispiele zeigen uns, daß der Introitus gleichsam die Ouvertüre zum Drama der heiligen Messe bildet. In ihm erklingen, manchmal ganz impulsiv, die Motive der Tagesfeier: „Resurrexi . . . Auferstanden bin ich.” Nach ihm werden selbst Meßformulare benannt: der Sonntag Laetare, der Sonntag Gaudete oder das Formular der Adventsmesse Rorate oder der Totenmesse Requiem.

Guareschi erzählt

„Ein grausamer Wolf, hungrig und gierig, wanderte durch die Gegend und kam zu einer Wiese, die hoch mit Draht umzäunt war. Und in der Umzäunung weideten ruhig die Schafe.

Der Wolf machte einen Rundgang und suchte ein Loch im Zaun, fand aber keines. Er versuchte, über den Zaun zu springen, erreichte aber nicht einmal die halbe Höhe. Dann erschien er vor der Tür der Umzäunung und rief:

„Friede, Friede! Wir sind alle Gottes Geschöpfe und müssen nach Gottes Gesetzen leben. Es lebe die Gesetzlichkeit! Es sei beendet ein für alle Male das Reich der Gewalt! Schließen wir Waffenruhe!” —

„Gut!” antworteten die Schafe. „Machen wir Waffenruhe!” und fingen wieder an Gras zu rupfen.

Der Wolf ließ sich vor dem Tor nieder, so brav, so brav, und blieb dort und verbrachte die Zeit, indem er lustige Lieder sang. Von Zeit zu Zeit stand er auf und rupfte das Gras entlang des Zaunes.

„Schau, schau!” wunderten sich die Schafe. „Er frißt genau wie wir! Hat man uns denn nicht gesagt, daß die Wölfe kein Gras fressen-!”

„Ich bin kein Wolf!” antwortete der Wolf. „Ich bin ein Schaf wie ihr. Ein Schaf von einer anderen Rasse.”

Dann setzte er ihnen auseinander, daß sich die Schafe aller Rassen für die gemeinsame Sache vereinigen müßten. „Warum”, sagte er schließlich, „gründen wir nicht eine demokratische Schafsfront? Die Stunde ist gekommen, daß wir uns für die gemeinsame Sache gegen den gemeinsamen Feind, der uns schert, uns die Milch stiehlt und uns auf die Schlachtbank schickt, vereinigen?”

„Gut gesprochen!” bemerkten die Schafe. „Wir müssen gemeinsame Sache machen.”

Und sie traten der demokratischen Schafsfront bei und öffneten eines schönen Tages dem Wolf das Tor, und der Wolf kam in die Umzäunung und wurde Anführer der kleinen Herde; da begann er im Namen der Idee die Säuberung aller antidemokratischen Schafe durchzuführen, und die ersten, die unter seinen Reißzähnen fielen, waren natürlich jene, die ihm seinerzeit das Tor aufgemacht hatten. Zum Schluß war das Säuberungswerk beendet, und als kein Schaf mehr übrigblieb rief der Wolf triumphierend: „Endlich ist das ganze Volk vereinigt und einig! Gehen wir nun eine andere Herde „demokratisieren!”

Das St. Joseph's Kirchlein zu Scott, Sask.

Ein schönes neues Kirchlein haben wir in der St. Joseph's Gemeinde der St. Josephskolonie zu Scott, Sask. Die katholische Pfarrgemeinde von Scott besteht seit dem Jahre 1910, wurde seit Anfang schon von den deutschsprechenden Oblatenpatres der St. Marienprovinz versehen. Im Jahre 1913 wurde die erste Kirche erbaut. Im Jahre 1945 kam Pater Franz DeMong O.M.I. als Pfarrer nach Scott. Fast eigenhändig erbaute er im Jahre 1947 das neue Pfarrhaus, sieben Jahre später, am St. Josephsfest 1954, begann er mit Hilfe seiner Gemeindekinder die alte Kirche abzureißen. Im Frühjahr 1955 stand die neue St. Josephskirche fertig da, wieder fast eigenhändig vom Fundament bis zum Dach, Altar, Bänke, Beichtstuhl, Sakristeischränke miteingeschlossen, von Pater DeMong erbaut.

Schlicht und einfach, ganz ohne Anspruch auf Kunst und symbolischen Ausdruck, steht das Kirchlein mit seinem Dachreiter im Kleinstädtchen Scott. Tritt man jedoch ein, dann fühlt man sich sofort „im Hause Gottes". Es ist Pater DeMong gelungen, den schlicht-feierlichen Altar das ganze helle Schiff beherrschen zu lassen. Und das ist doch die Hauptsache: Daß sich unwillkürlich Blick und Herz dem Allheiligen im Tabernakel zuwenden und sich warm bei Ihm zu Hause fühlen.

Selbst der strengste Kirchenbaukritiker wird zugeben müssen: Schlicht, sauber, hell, feierlich und kirchlich.

Das Kirchlein ist dem Baumeister, Pater DeMong, erfreulich gut gelungen und es darf von uns und allen, die das Kirchlein besuchen, jede Anerkennung ausgesprochen werden. Zwei Dinge möchte man kaum glauben: Daß fast alles am Kirchengebäude und im Innern des Gotteshauses von Pater DeMong selbst gebaut, und daß das Kirchlein für nicht mehr als $15,000.00 fertiggestellt werden konnte.

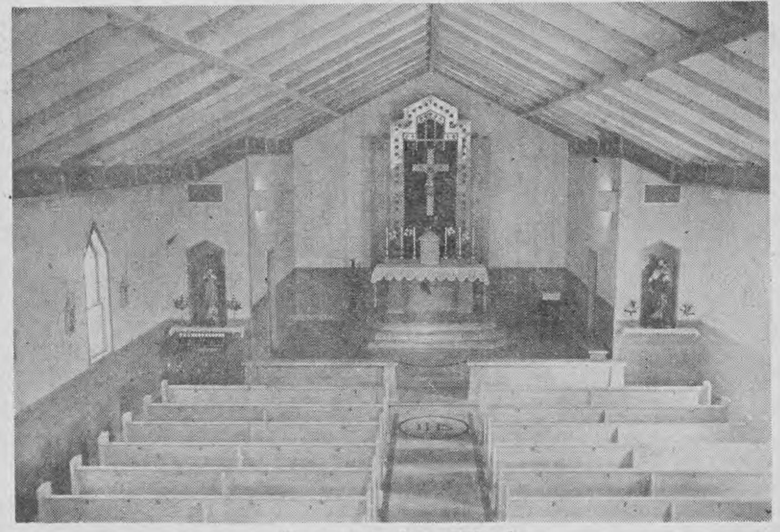
Wir gratulieren dem jetzigen Pfarrer von Allan, Sask. dem hochw. Pater Franz DeMong O.M.I. aus ganzem Herzen.



Die alte Kirche zu Scott



Die neue St. Joseph's Kirche



Inneres der Kirche

Die Kirche als Heimat

Die Kirche als Heimat der Seele und der Seele Heimat
Diesen Sommer werden in unserer St. Josephskolonie wieder zwei neue Kirchen geweiht, und zwar die schöne große Pfarrkirche von Wilkie, Sask., und die neue St. Elisabethkirche zu Primate, Sask. Uns alle werden die nachfolgenden Worte „Zum Kirchweihfest" freuen.

von Joseph Enderle

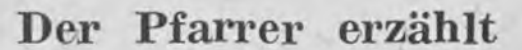
Die Kirche, das Gotteshaus, ist die Heimat der Seele, eine stille Heimat. Je mehr uns die große Zentrifuge des technischen Zeitalters innerlich entleert, desto häufiger kommt es heutzutage, besonders in der großen Stadt, vor, daß sich Menschen aus den viel zu enge gewordenen Straßen, aus ihrer Hast, ihrem Lärm, aus dem Konkurrenzkampf der Geschwindigkeiten flüchten in die Stille, Gelassenheit und Ruhe eines weiten Kirchenraumes, wo der Ewige unsichtbar thront in erhabener Einsamkeit dort, wo die Ampel des Ewigen Lichtes ihren milden Schein verbreitet. Draußen auf der Straße lenkt die Ampel mit grünem und rotem Licht den brausenden Verkehr, hier in der Kirche lenkt sie den Menschengeist und das unruhige Menschenherz in die Stille und Geborgenheit des ewigen Gottes. Das große Geheimnis der Stille ist ihre Beredsamkeit; denn in ihr spricht Gott zur Seele. So manchem Vorübergehenden aber, in dessen Seele der Nihilismus die göttliche Unruhe noch nicht ganz hat ersticken können, der sich noch erinnert an Erstkommunion, Predigt und Sakramentenempfang in dieser Kirche, mag es ergehen wie der irregegangenen Tochter in der schönen Ballade der Dichterin Agnes Miegel, wenn diese die Mutter für sich und ihre sehnsuchtskranken Kinder bittet:

„Sage dem Priester nun,
Er soll weit auf die Kirchentüre tun —
Daß ich sehen kann der Kerzen Glanz,
Daß ich sehen kann die güldene Monstranz,
Daß ich sagen kann meinen Kinderlein,
Wie so sonnengolden strahlt des Kelches Schrein."

Es ist schon so: Die Kirche ist eine Heimat der Seele und weist mit ihrem Turme aufwärts zu den Sternen und zu einer ewigen Heimat.

Sie ist aber auch die Seele der Heimat. Kein Dorf, keine Stadt kann ohne dieses Symbol vollendet erscheinen. Von weitem schon grüßt es den Heimatwanderer wie auch den Fremden. Als im letzten Weltkriege so viele Kirchen vernichtet wurden, war den Pfarrgemeinden, ja auch den politischen Gemeinden, die Kirche in Trümmern ein unerträglicher Anblick, so daß sie überall bald mit dem Wiederaufbau begannen. Denn es handelt sich doch um die Heimat der Seele und um die Seele der Heimat.

Der „Heimatpfleger" aber in diesem doppelten Sinne ist der Pfarrer der Gemeinde. Das wissen am allerbesten die aus ihrer Heimat Vertriebenen. Da stand in der katholischen deutschen Wochenschrift „Nordamerika" von Philadelphia (USA) eine Ballade, die eine wirkliche erschütternde Begebenheit schildert. Die Überschrift lautet:



Der Pfarrer erzählt

„Ich lud die Meinen zum letzten Gebet
Ins Kirchlein, das am Dorfplatz steht.
Ich sprach: ‚Die Stunde des Scheidens naht,
Bleibt stark, meine Lieben, befolgt meinen Rat!
Ausgewiesen und verbannt
Verlassen wir unser Heimatland.
Doch keine Macht der Erde zerbricht
Das Band, das uns mit der Heimat verpflicht.
Was jetzt geschieht, ist ein schwerer Schritt,
Die Heimat im Herzen, die nehmen wir mit.
Die Heimat im Herzen, sie bleibt uns bestehen,
Mag alles übrige zugrunde gehn.
Vertraut auf Gott und eure Kraft,
Die euch eine neue Heimat schafft.
Am Donaustrom oder am Rhein
Wird unsere neue Heimat sein!'
Ich sprach dann die Gebete vor.
‚Dein Wille geschehe!' antwortet der Chor.
Dann hob ich die Hand zum Segenswort:
‚So zieht denn in Gottes Namen fort!'
Was dann geschah, erratet ihr nicht.
Ich griff hinauf zum Ewigen Licht
Und löschte dasselbe zitternd aus:
‚Von Gott verlassen das Gotteshaus!



„Ich ward euer Vater in Christus Jesus durch das Evangelium."
St. Paul 1. Kor. 4:15

Wo dieses Licht ist ausgebrannt,
Da weicht der Segen von Stadt und Land!'
Auf einmal brach ein Schluchzen los,
Es weinten alle, klein und groß.
Ich schritt durch die Reihen stumm und blaß,
Die Augen von bitteren Tränen naß.
Da warfen wohl fünfzig Menchen sich
Vor mir zu Boden und baten mich:
,Wir sollen bleiben, das ist unser Tod!
Befreit uns, befreit uns aus Angst und Not!
Wie wird's uns ergehn? O hartes Geschick!
O laßt uns nicht alleine zurück!'
Ich war zermürbt, kein Wort ich fand,
Ich drückte nur jedem fest die Hand.
Ich konnte keinen Trost mehr geben,
Das war mein schwerster Tag im Leben."

Diesen hinausgestoßenen Menschen war ihr Seelsorger in der Tat ihr „Heimatpfleger", der Repräsentant ihrer Heimat, und ihr Kirchlein war für sie die Heimat der Seele und die Seele der Heimat. Und so ist es wohl bei allen gläubigen Christen, die im Glauben eine seelische Heimat gefunden haben. Von dieser Heimat aber kündet ihnen der Priester unaufhörlich. Das Credo, das er mit dem Volke betet, bindet Priester und Volk zu einer erhabenen Gemeinschaft, die ihre Vollendung erhofft, wenn sie es betet, ja sogar jubelnd singt — denn die Kirche hat ein Credo, das man singen kann — und es hoffend ausklingen läßt: „Et vitam venturi saeculi . . . Wir glauben an ein ewiges Leben, an eine ewige Zeit."

Die Kirche aber als „das Zelt Gottes unter den Menschen", als Heimat der Seele und Seele der Heimat war für unsere Vorfahren von so großer Bedeutung, daß sie ihr Weihefest als großen Feiertag kirchlich und weltlich feierten, wie dies viefach heute noch geschieht, und ihn auch als Termin für mancherlei Rechtshandlungen festsetzten, wie sie ja auch öffentliche und private Urkunden vor allem im Mittelalter fast überwiegend nach den Festtagen des Herrn und seiner Heiligen datierten. Das Kirchweihfest war das wichtigste Dank- und Bittfest des Herbstes, wie dies auch in den Gebeten der Festmesse zum Ausdruck kommt. Darum gilt auch für dieses Fest wie für so viele: „Gaudeamus omnes in Domino diem festum celebrantes! — Laßt uns frohlocken alle im Herrn bei der Feier des Festtages!" —

Hilfe in der Not

von Father John A. O'Brien

An einem Freitag des Jahres 1905 eröffnete in der Myrtle Avenue im New Yorker Stadtteil Brooklyn ein junger Mann namens Solomon Überall zusammen mit seiner Frau einen kleinen Laden. Der erste Kunde an jenem Morgen war ein katholischer Geistlicher, Father George Caruana, Pfarrer von St. Lucy. „Sie machen ein trauriges Gesicht", erkundigte Solomon sich teilnahmsvoll bei seinem ersten Kunden. „Dazu habe ich auch allen Grund", erwiderte der Priester, „denn unsere Gemeinde hat bis zum Montag 500 Dollar aufzubringen. Da dies nicht möglich ist, wird der Gerichtsvollzieher am Montag nicht zu umgehen sein." St. Lucy war, der Gegend entsprechend, eine arme Gemeinde.

Solomon war Jude, aber der Gedanke, daß ein Gotteshaus wegen 500 Dollar geschlossen werden sollte, war ihm unerträglich: „Machen Sie sich keine Sorgen, wir werden das Geld schon auftreiben." Father Caruana hielt das für eine freundliche Redensart. Aber Solomon kam mit seiner jungen Frau überein, daß man helfen müsse. Und da sie ihr letztes Geld in das Geschäft gesteckt hatten, trugen sie ihre Hochzeitsgeschenke ins Leihhaus. Auch das brachte erst die Hälfte des notwendigen Betrages. Es ließ sich nicht umgehen, die restlichen 250 Dollar bei Verwandten zu borgen. Diese zeigten sich nicht besonders aufgelegt. Und nur um ihn loszuwerden, gab man ihm endlich das Geld.

Father Caruana dankte Solomon Überall und seiner Frau von ganzem Herzen und versprach, die geliehene Summe auf Heller und Cent zurückzuzahlen. Vier Jahre lang ging er an jedem Montag in den kleinen Laden, um den Ertrag der sonntäglichen Kollekte zu bringen. Bis schließlich alles bezahlt war. Inzwischen begann der große Aufschwung Amerikas. Die Gemeinde St. Lucy hätte nicht mehr so leicht in jene Lage geraten können, die Father Caruana im Jahre 1905 das Herz schwer machte.

Im Jahre 1918 wurde der Pfarrer von St. Lucy nach Rom berufen. Im folgenden Jahr starb plötzlich Solomon Überall. So vergingen die Jahre, und die Erinnerung an jenen katholischen Priesterfreund, dem man vor Jahrzehnten geholfen hatte, schwand langsam aus dem Gedächtnis der Witwe. Dann kam das Jahr 1938. Die Familie Überall stammte ursprünglich aus Österreich. Viele Verwandten ihres toten Mannes waren dort, die man vor dem mörderischen Zugriff Hitlers bewahren mußte.

Sie half, so viel sie konnte, und ermöglichte vielen die Einreise in die USA. Aber eines Tages war die festgesetzte Einwandererzahl erreicht und vorerst keine Einreise mehr möglich. Esther fuhr nach Washington zur Regierung und erfuhr, daß Kuba noch Emigranten aufnähme, sofern eine prominente kubanische Persönlichkeit Bürgschaft leiste. Esther kehrte nach New York zurück. Da sie in Kuba keinen Menschen kannte, wandte sie sich sogleich an den derzeitigen Pfarrer von St. Lucy in der Hoffnung, daß die Kirche hier vielleicht helfen könne. Dieser gab ihr einen Empfehlungsbrief an den Erzbischof von Havanna mit und kündigte ihr Kommen telegraphisch an. Es galt, schnell zu handeln, denn es ging um Menschenleben.

In ihrer Eile vergaß Esther sogar, sich den Namen des Erzbi-

schofs genauer anzusehen. Bei ihrer Ankunft auf dem Flughafen von Havanna wurde sie überraschenderweise mit einem Strauß Rosen empfangen. Es war Caruana, Erzbischof von Havanna, derselbe Caruana, dem der gute Solomon Überall vor mehr als drei Jahrzehnten 500 Dollar geliehen hatte.

Mit Caruanas Hilfe kamen nunmehr viele Verwandte und Freunde der Familie Überall nach Kuba. Aber der Erzbischof ließ es nicht dabei bewenden, ihnen die Einreise zu ermöglichen. Während sie auf die Gelegenheit warteten, in die Vereinigten Staaten zu gelangen, waren sie seine Gäste. Er versorgte sie mit Lebensmitteln, mit Kleidern und allem Notwendigen. Und mehr: Er gab diesen gehetzten und mit knapper Not dem Tode entronnenen Menschen ein Beispiel menschlicher Güte und damit neuen Glauben an das Leben.

Dass ein Kind

ein Priester werde . . .

Daß ein Kind ein Priester werde,
Kann ihm geben nicht die Erde —
Gnade ist das Priestertum.
Von dem Mutter-Gottes-Throne
Steigt herab die Priesterkrone —
Reinster Mutter-Gottes-Ruhm!
Soll ein Kind ein Priester werden,
Muß das Mutterherz auf Erden
Weinen erst im bitterm Schmerz,
Doch der Schmerz ist nicht verloren:
Mutterherz, du hast geboren
Deines Kindes Priesterherz.
Soll ein Kind ein Priester werden,
Müssen falten sich auf Erden
Mutterhände zum Gebet,
Bis nach Schmerz und banger Stunde
Lieblich die Erhörungskunde
Durch das Herz der Mutter weht.
Mutterherz, zum Himmel lenke
All dein Flehen im „Gedenke"
Zu der Mutter, mild und rein.
„Gottes Wille soll geschehen" —
Dieses sei dein einzig Flehen —
„Gottes Wille ganz allein!"

Alles geht vorüber. Das ist das Übel am Guten und das Gute am Übel. Alles ist flüchtig, nur Ewiges wichtig. Tilmann Pesch S.J.

Diplomaten beim Hl. Stühl

.. von P. E. Schmitz ..

Von Zeit zu Zeit wird in der Presse berichtet, daß ein neuer Botschafter dem Heiligen Vater sein Beglaubigungsschreiben als vollverantwortlicher Vertreter seines Landes überreicht hat. Wir nehmen das als selbstverständlich zur Kenntnis und heute ist das auch ein völkerrechtliches Faktum, das nur noch wegen der zugrundeliegenden Rechtstheorie diskutiert wird. Denn ein einzigartiges Geschehen ist es, wenn dem Oberhaupt einer Kirche von den weltlichen, oft auch nichtchristlichen Mächten dieses Vorrecht eingeräumt wird.

Gschichte und Völkerrecht

Durch die gewaltsame Wegnahme des souveränen Kirchenstaates, die der Heilige Stuhl 69 Jahre lang als Bruch des internationalen Rechts und der Übereinkünfte gebrandmarkt hat, entstand die Frage, ob nun der Papst Untergebener einer weltlichen Macht geworden sei, da er jetzt seiner Freiheit und seiner territorialen Unabhängigkeit beraubt sei.

Das aber war für die Kinder der katholischen Kirche ein unerträglicher Gedanke, da der höchste Amtsträger auf Erden diese Vorrechte immer besessen hatte und auch als moralische, unabhängige Autorität notwendig besitzen sollte. Das Königreich Italien und die Völkerrechtsgemeinschaft anerkannte stillschweigend die Unzumutbarkeit dieses Zustandes. Der Lateranvertrag von 1929 machte dann durch Konzessionen von beiden Seiten diesem Zustand ein Ende. Der Vatikanstaat wurde neu geschaffen und unter die Souveränität des Heiligen Stuhles gestellt. Die weltliche Gewalt war rechtlich und moralisch wiederhergestellt, wenn auch gebietsmäßig nur mehr symbolisch. Der Heilige Stuhl beeilte sich aber, die Souveränitätsrechte, unter anderem durch eigene Münzen und Aufnahme in den Weltpostverband, in Anspruch zu nehmen. Das alles hat aber vielleicht viele Leute ein wenig von der eigentlichen Rechtsbegründung der Soveränität abgelenkt, weil der Rechtsgrund nicht die durch die Handlungen der zivilen Gewalt dargestellten zeitlichen Befugnisse des Vatikanstaates war, sondern der Heilige Stuhl selbst ist.

Die Rechtsgelehrten gingen daran, eine Konstitution für den kleinen Staat zu schaffen und die Bürgerrechte für die 1000 damaligen — heute 900 — Einwohner auszuarbeiten.

Das Rechtsproblem lag darin, daß nicht nur ein völkerrechtliches Subjekt vorhanden war, sondern zwei. Das erste ist der Vatikanstaat, der noch gerade die Difinition eines Staates verwirklicht. Das zweite ist der Heilige Stuhl,

---

ER MASS DIE ERDE ZUM ERSTEN MALE:

Zu den alten Griechen, die davon überzeugt waren, daß die Erde die Gestalt einer Kugel haben müsse, gehörte der Bibliothekar Erastosthenes. Er machte in der Stadt Syene merkwürdige Betrachtungen: Zu Mittag des längsten Tages, des 21. Juni, erreichte die Sonne den Grund eines tiefen Brunnens. Ein lotrecht stehender Metallstift warf keinen Schatten. Die Sonne mußte senkrecht darüber stehen. In dem nördlich gelegenen Alexandrien aber warf ein solcher Metallstift zu derselben Zeit am nächsten Tage einen Schatten unter einem Winkel von 7½ Grad. Aus diesen Beobachtungen berechnete Eratosthenes als erster, wie groß der Umfang der Kugel der Erde sein müsse. Er kam auf 250 000 Stadien, das sind etwas über 43 000 Kilometer. Er irrte sich also nur um wenige tausend Kilometer. Das sollte uns, die wir einen Höchstand der Meßtechnik erreicht haben, etwas bescheidener machen.

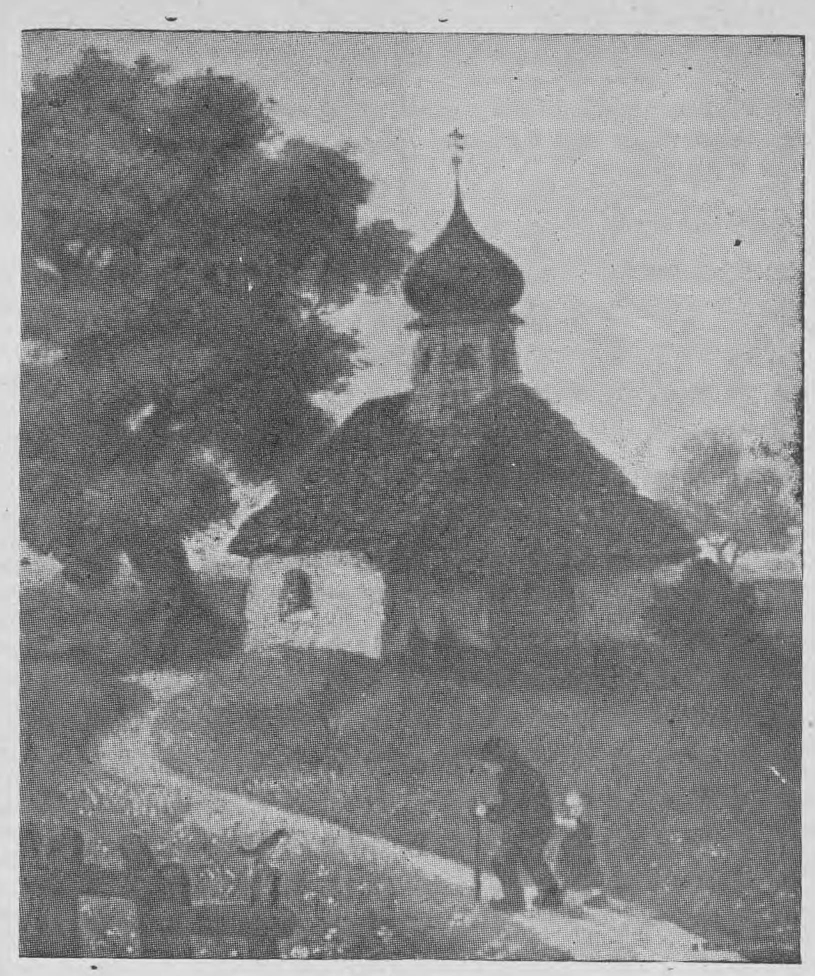
den man als eine nichtgebietsmäßige internationale Rechtspersönlichkeit beschreiben könnte, die die Souveränität über den Vatikanstaat ausübt. Einige Gelehrte nannten darum den Vatikan einen „Vasallenstaat", nicht, weil er einem anderen Staat unterworfen sei — denn der Heilige Stuhl ist kein Staat — sondern, weil er dem eigentlichen Zweck des Heiligen Stuhls als der religiösen Weltautorität zu dienen hat. Der Vatikanstaat ist ein einmaliges Rechtsgebilde, weil er keine normalen Staatszwecke verfolgt und sich deshalb von allen anderen Staaten unterscheidet. Sein einziger Zweck ist, — wie die jahrhundertelange Geschichte beweist — die Unabhängigkeit des Heiligen Vaters von jeder weltlichen Gewalt zu garantieren.

Kein Oberhaupt einer Religionsgemeinschaft in der Welt genießt diese Vorrechte. (Mit dem Verlust der Souveränität des Dalai Lama ist auch die letzte Analogie weggefallen.) Auch die Mächte, die dem Heiligen Stuhl und seiner Rechtsstellung eine andere Bedeutung geben möchten, können an der historischen und rechtlichen Tatsache nichts ändern. Und zumindest praktisch haben sich alle damit abgefunden. Es ist klar, daß sich das internationale Recht nicht mit der theologischen Begründung befaßt und die Anerkennung bedeutet keine religiöse Stellungnahme. Aber trotzdem sind alle Juristen der Ansicht, daß der Heilige Vater seine internationale Stellung der Tatsache verdankt, daß er Oberhaupt der Weltkirche ist. Und das genügt beiden: Bestätigung eines Tatbestandes und Anerkennung der Bedeutung.

Der Heilige Vater ist also zunächst Nachfolger des Heiligen Petrus und als solcher Inhaber der höchsten Jurisdiktion und nicht etwa der Inhaber eines Ehrenvorsitzes als „Erster unter Gleichen". Die Rechtsgewalt liegt also beim Papst und nur bei ihm. Und das nicht nur, wie wir wissen, in Sachen des Glaubens und der Sitte in rein übernatürlichem Verstande, sondern auch dann, wenn das Naturrecht und das Gewissen in Entscheidungen sittlicher Fragen angerufen wird.

Kraft dieses Priester-, Lehr- und Hirtenamtes haben die Päpste ihre internationalen Rechte beansprucht und verteidigt. An sich ist diese Macht unabhängig von weltlicher Gewalt und einer völkerrechtlichen Stellung in heutigem Sinn. Diese drei Gewalten wurden schon ausgeübt, als es noch keinen Kirchenstaat gab, und blieben deshalb auch intakt, als Rom besetzt wurde. Und sie wurden auch nicht erhöht durch die Gründung des Vatikanstaates. Die Staaten haben aber die nun historisch gewordenen Rechte anerkannt, weil die geistliche Gewalt in dieser Welt so am besten ihren Einfluß ausüben kann. Der Papst in Rom ist auch ohne Gebiet der geistliche Souverän und hat zu seinen ihm wesentlichen Titeln noch den des Souveräns des Vatikanstaates. Und doch ist die Beziehung geschichtlich nicht nebensächlich. Die Päpste haben immer, besonders von 1870 bis 1929, um die Beziehung dieser beiden Souveränitäten gekämpft. Und die Juristen haben sie beide als ein Ineinander von Grund und Folge gebilligt, wenn auch nicht immer und überall gern. Das kleine Gebiet des Vatikanstaates macht den Papst unabhängig von der Jurisdiktion eines anderen Territoriums. Auch der Zweite Weltkrieg hat ja gezeigt, daß dieser Staat, obwohl nacheinander von den kriegführenden Mächten umgeben, allein durch seine moralische Stellung, die sich rechtlich als über allen stehend darstellte, fest in der Welt des Rechts begründet war.

Die Geschichte der Macht und des Rechts zeigt uns also klar, daß es ein Mißverständnis ist, zu meinen, der Heilige Stuhl stehe auf dem Grund des Vatikanstaates. Der Papst war Oberhaupt der Kirche, lange bevor er Herr dieses kleinen Staates war. Er ist nicht Souverän, weil er Herr des Vatikanstaates ist. Umgekehrt: er ist Herr des



Kirchgang

Hinter allen Dingen steht Gott. In allen Dingen ist Gott. Aber er verbirgt sich, und kein Sterblicher vermag die Schleier zu heben, die ihn verhüllen. Niemand schaut Gott und lebt. Wer Gottes unverhülltes Angesicht schauen wollte, der müßte als Geist unter den Geistern weilen, die den Thron des Ewigen umstehen.

Dr. I. Klug

Vatikanstaates, weil er das von Christus eingesetzte Oberhaupt der Kirche ist.

Boten des guten Willens

Der internationale Charakter des Heiligen Stuhls offenbart sich am augenfälligsten für den Nichtkatholiken durch die Diplomaten, die von ihm akkreditiert werden oder bei ihm akkreditiert sind. Hier muß sofort angemerkt werden, daß der Heilige Vater selbst diese Beziehungen unterhält, nicht etwa der Vatikanstaat, oder noch unklarer, der sogenannte Vatikan. Wenn Diplomaten „am Vatikan" sind, dann nur deshalb, weil der Papst das Oberhaupt der Kirche dort seine Residenz hat.

Wenn der Heilige Vater die neuen Vertreter der Staaten empfängt, sitzt er immer auf dem Thron, dem Stuhl Petri. Im Anschluß daran werden die neuen bevollmächtigten Minister in die Privatbibliothek geleitet, wo sie dann die erste offizielle Amtshandlung ausüben, nämlich, mit dem Heiligen Stuhl das heißt dem Papst, gute Beziehungen zu unterhalten. Daher lautet die offizielle Bezeichnung immer: Botschafter oder Gesandter beim ‚Heiligen Stuhl', nie beim ‚Vatikan'.

Jedes Geschichtsbuch erzählt uns, daß der Papst schon seit Jahrhunderten einen Vertreter bei besonderen Anlässen schickte, auch von Avignon aus, als der Heilige Stuhl dort im Exil war. Die Nuntii — also Boten — waren immer beim Fürsten des Landes akkreditiert, in dessen Territorium sie weilten. Die religiöse Weltautorität sollte an den Brennpunkten der Weltgeschichte vertreten sein. Das war Absicht und Aufgabe. Klassisch formulierte das Pius VI. im Jahre 1789, als die Französische Revolution ausbrach: „Der Papst hat das Recht", erklärte er in einem Breve, „Gesandte an allen, auch weit entfernten Orten zu haben, wo sie seine Person, seine Autorität nach Übereinkunft vertreten. Dieses Recht leitet sich aus den wesentlichen Eigenschaften des Rechtsprimats und aus der ständigen Praxis der Kirche seit den ersten Jahrhunderten her!" Die ersten Gesandten waren noch nicht Diplomaten im modernen Sinn, obwohl sie schon alle ihr „Diplom" besaßen, das ihre Aufgabe umschrieb. Erst seit dem 15. Jahrhundert gab es diplomatische und ständige Vertreter im heutigen Sinn. Der erste ging nach Venedig.

Nach der Entdeckung der Neuen Welt wurden sie dann auch formell den anderen Diplomaten gleichgestellt. In Europa wurde es dann Gewohnheit, daß die Nuntien das Oberhaupt der Kirche vertraten, aber nicht den Papst als Oberhaupt des Kirchenstaates. Deshalb stritt auch kein Staat dem Heiligen Stuhl das Recht ab, sich weiter diplomatisch zu betätigen, als der Kirchenstaat 1870 verloren ging. Die Annexion des Kirchenstaates durch das Königreich Italien hatte keine Änderung des völkerrechtlichen Status des Heiligen Stuhls im Gefolge.

Eine Zweideutigkeit könnte noch das Wort und der dahinterstehende Begriff „Vatikan" in sich schließen. Gemeint ist immer der Heilige Stuhl und der Inhaber, die Person des Heiligen Vaters. Wir sagen ja auch Quai d'Orsay oder Koblenzer Straße, wenn wir ein Außenministerium meinen. Dann sprechen wir in Wirklichkeit abgekürzt vom Minister und seinem Stab. Allerdings sprach man lange vor dem Vatikanstaat schon vom Vatikan in diesem Sinn, weil wenigstens nach 1870 der Papst hier seinen ständigen Amtssitz hatte. Vorher war es ja der Quirinal. Als dann dieser Palast Sitz des italienischen Königs wurde und man den Gegensatz dazu betonen wollte, bekam der Begriff „Vatikan" den heutigen diplomatischen Sinn. Nach der Lösung der römischen Frage im Jahre 1929 hat dieses Gegensatzpaar seine Schärfe natürlich verloren, aber der Vatikan steht immer noch stellvertretend für das Staatssekretariat oder den Papst selbst. Vor 1870 hieß es diplomatisch mehr „der römische Hof'. Heute hören wir da die Bezeichnung „Vatikanstaat" heraus, und alle Behörden, die zu seiner Verwaltung bestanden. Die größten kirchlichen Behörden befinden sich heute nicht mehr dort, sie sind getrennt in der Stadt verteilt.

Aber, wie gesagt, immer hat das Völkerrecht daran festgehalten, daß die Nuntien kirchliche Beauftragte sind. Für die Zeit vor 1870 kann man das bei dem berühmten Schweizer Rechtsgelehrten Bluntschi nachlesen. Nach 1870 betonten die Kirchenfeinde, daß die Nuntien religiöse Vertreter seien, weil es damals in ihre Auffassung von der „Rechtsmäßigkeit" der Einnahme Roms hineinpaßte. So sollte der pästliche Protest rechtlich minder bewertet werden, wenn der Heilige Vater seine Vertreter damit beauftragte. Sie unterstrichen damit nur, daß der Papst kein Territorium benötigt, um seine geistlichen Funktionen auszuüben. Dieses dient nur dazu, die für die Ausübung notwendige Unabhängigkeit für alle Fälle zu sichern. —

„Wenn wir der Welt von Gott her in Christus begegnen wollen, dann müssen wir erst selbst von Gott ergriffen sein, und dies erfordert wieder, daß wir zuvor von uns und unserer falschen Weltbefangenheit frei geworden sind. Der in sich selbst und in die Welt verliebte Mensch ist nicht offen für Gott und Seine Gnade. Was nützt alle mystische und pietistische Schwärmerei, was nützt alle heroische Tugendübung, wenn wir uns dem Wirken Gottes entziehen, indem wir unser Ich mit seinen zweifelhaften ‚Idealen' gegen den heiligen Willen Gottes behaupten? Der Wille Gottes ergreift uns nur durch das Kreuz und den Tod hindurch."

Victor Warnach

DIE "ZEUGEN JEHOVAS"

von Schriftleiter

Sie lehren nicht das Wort der Hl. Bibel, sie lehren den Wachtturm" sie glauben weder an die Hl. Dreifaltigkeit noch an Jesu Gottheit. Ihre Worte lästern Gott den Allheiligen und den Drei-Einen. „Ihr sollt mir Zeugen sein" sprach Jesus zu den Aposteln (Apostelgeschichte 1:8). Nur wer der Apostel Lehre übernommen — die Lehre der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche, ist Zeuge des Gottes der Liebe!

Immer wieder klopfen die sogenannten „Zeugen Jehovas" bei uns an. Und wenn sie kommen, werden Gott und Gottes heiligste Werke in erschreckendster Weise gelästert. Aus Gottes eigenem Buch, aus der Bibel, behaupten sie jene „Wahrheiten" zu haben, die sie predigen. Und jede „Wahrheit", die sie im Namen Jehovas „bezeugen", fußt auf unheimlich gotteslästerischen Behauptungen. Sie spotten über Gottes heiligste Dreipersönlichkeit. Sie verlachen das Glauben an einen rein geistigen Gott. Sie verhöhnen die Lehre von der Gottheit Jesu Christi.

Der Durchschnittschrist hört ihnen zu und kommt mit seinem Denken einfach nicht mit. Alles, woran er glaubt, wird von den „Zeugen Jehovas" in Stücke gerissen und an Hand von Bibelversen als „teuflischer Unsinn" und als „Lüge der Nachfolger Satans" bezeichnet.

Jeder Bibelvers, den die „Zeugen Jehovas" anführen, darf nur nach der Lehre des Gründers dieser Sekte, Charles Yaze Russel, und nach den Erklärungen seines Nachfolgers, des amerikanischen Rechtsanwaltes J. F. Rutherford, gedeutet werden. Die wirklich heiligen Bücher der „Zeugen Jehovas" sind nicht die Bücher der hl. Bibel, sondern die Schriften Russels und Rutherfords — die „Sieben Schriftstudien" und „Die Harfe Gottes", um nur die wichtigsten Bücher der „Zeugen" zu nennen. Emsig werden die Glaubenssätze dieser „Lehren Jehovas" in der Zeitschrift „Der Wachtturm und Verkünder der Gegenwart Christi" („Watch Tower") verbreitet.

Die „Zeugen Jehovas" erklären uns nicht die Bibel: Sie predigen das Wort des „Wachtturmes". Und die Lehren dieses Wortes enthalten Dinge, die mit der Hl. Schrift, mit jeder vernünftigen Erklärung der Bibel und mit jedem normalen Denken und religiösen Empfinden vollständig im Widerspruch stehen.

Wir Katholiken erklären die Bibel ganz wortwörtlich so, wie es dort geschrieben steht. Gott hat klar und deutlich für denkende Menschen geschrieben. Wenn wir an Stellen kommen, die wir nicht verstehen können, dann denken wir an die Lehre der Hl. Schrift, die uns im zweiten Petrusbrief, Kap. 3, Vers 16 sagt: „Freilich ist darin (die hl. Bibel meint hier die biblischen Briefe des hl. Paulus) manches schwer verständlich. Das verdrehen dann Menschen ohne Bildung und Festigkeit zu ihrem Verderben, wie sie es auch mit den übrigen Schriften machen."

Das von Gott aufgestellte Lehramt der christlichen Religion, die Kirche, hat uns die schwer zu verstehenden Bibelstellen zu erklären. Sonst nehmen wir die Bibel immer wörtlich. Wenn es in der Bibel heißt. „Rot", dann ist rot gemeint und nicht weiß. Wenn es dort heißt „tot", dann kann man nicht erklären: Was die Bibel wirklich sagen will, heißt „lebendig".

Wenn der Heiland sagte „Jüngling, stehe auf", dann stand der Jüngling auf. Wenn Jesus sprach: „Nimm dein Bett und wandle", dann stand der Angesprochene auf und wandelte. Und wenn Jesus sagte: „Ich und der Vater sind eins", und wenn die Bibel sagt: „Das Wort (Jesus Christus) war Gott", dann gibt es keinerlei Deuteleien. Dann kann man nicht sagen — wie die „Zeugen Jehovas" es behauptet: Jesus und der Vater waren nicht eins und das Wort war nicht Gott.

Alles Diskutieren mit den „Zeugen Jehovas" ist einfach zwecklos. Der gläubige Christ sucht die Bibel zu deuten, der „Zeuge" jedoch die Lehren des „Wachtturmes". Was dabei rauskommt, zeigt uns ein Beispiel, das wir da gerade in einer Zeitung Deutschlands vor uns haben.

Ein „Zeuge" behauptete auf offener Straße, die hl. Messe sei vom Teufel eingesetzt. Darauf belehrte ihn jemand, nach dem 22. Kapitel des Lukasevangeliums habe der Heiland das Brot und den Wein in sein Fleisch und Blut verwandelt und gesagt: „Tut dies zu meinem Andenken". Die triumphierende Antwort des „Zeugen' 'war: „Das hat Christus nur zu den zwölf Aposteln gesagt, und die sind schon lange tot!" Der katholische Gegner sagte darauf: „Was ist es aber mit dem hl. Paulus. St. Paulus war kein Apostel, und doch schreibt er im 11. Kapitel des 1. Korintherbriefes an bekehrte Heiden, die den Heiland nie im Leben gesehen hatten, daß sie die eucharistische Feier, die hl. Messe, so üben sollen, wie St. Paulus es ihnen überliefert hat.

Das steht nun schwarz auf weiß in der Bibel geschrieben. Und ganz klar steht noch dabei, daß es Jesus Christus selbst war, der die hl. Messe

eingesetzt hat. Die Antwort des „Zeugen" war, wie sie immer ist, wenn etwas der Lehre des „Wachtturmes" widerspricht: „Wir Zeugen Jehovas sind zu den Schafen des Hauses Israel gesandt. Sie zählen nicht zu diesen Schafen. Sie gehören zu den Böcken, die ungläubig sind und verdammt werden!" Und damit war die Sache abgetan, die Bibel erklärt, der „Wahrheit Jehovas" Zeugnis gegeben.

Was sind nun eigentlich die Lehren der „Zeugen Jehovas"? Sie weisen auf das letzte Buch der Bibel, auf die „Geheime Offenbarung" und zeigen uns, daß dort von sieben Engeln gesprochen wird, die das Kommen Jesu Christi, um die Welt zu richten, einleiten werden. Es werden diese sieben Engel auch die sieben Siegel der Geheimnisse Gottes öffnen, so daß jeder die Wahrheit erkennen werde.

Die sieben Engel sind bereits bei uns gewesen, lehren die „Zeugen". St. Paulus war der erste Engel, St. Johannes der zweite. Ein weiterer Engel erschien um das Jahr 325 auf Erden. Sein Name war Arius, ein frommer Mann, der den Menschen das Zeugnis Jehovas gebracht, daß Jesus Christus nie Gott gewesen sei. Christus war nur Mensch. Anhänger Satans haben den Heiligen Gottes, Arius, auf dem Konzil von Nizzäa im Jahre 325 verurteilt. Jene Nachfolger Satans, die Arius im Jahre 325 in Nizzäa verworfen haben, sind die Gründer der katholischen Kirche. Die katholische Kirche ist also nicht von Christus gestiftet, ihr Geburtsdatum ist das Jahr 325, der Geburtsort Nizzäa, die Gründer Nachfolger Satans.

Ein weiterer Engel, den Jehovah uns gesandt, behaupten die „Zeugen", war ein Kaufmann namens Waldes, der um das Jahr 1176 von der katholischen Kirche verfolgt wurde, weil er der „Wahrheit Jehovas Zeugnis gegeben" habe in dem er bewies, daß nicht Jesus Christus sondern der römische Kaiser Konstantin die katholische Kirche im Jahre 313 durch das Edikt von Mailand gegründet habe.

Auch der letzte und siebente Engel war schon da: Russel, der Gründer der „Zeugen", war selbst dieser siebente und letzte Engel.

Russel hat des öfteren von sich selbst behauptet, daß er der siebente Engel der Geheimen Offenbarung sei. Da nun mit dem siebenten Engel auch Christus wiederkommen sollte, begann Russel „ernst in der Bibel zu forschen" (die „Zeugen" nannten sich damals und bis zum Jahre 1931 „Ernste Bibelforscher"). Und Russel erforschte in der Bibel folgendes:

Die Bibel spricht von 19 Jubeljahrperioden. Diese Jubeljahrperioden sind im Jahre 625 vor Christus zu Ende gegangen. Nun kommt das 20. Jubeljahr, das Tausendjährige Reich Christi auf Erden, von dem das 20. und 21. Kapitel der Geheimen Offenbarung der Bibel sprechen.

Dieses Tausendjährige oder 20. Jubeljahr muß, so „erforschte" es Russel, in 50 mal 50 Jahren, also 2500 Jahre nach dem 19. Jubelpahr kommen. 2500 Jahre nach dem Jahre 625 vor Christus führt zum Jahre 1875. Da nun aber die Juden ihr neues Jahr im Oktober beginnen, wird das Tausendjährige Reich schon im Spätjahr 1874 beginnen.

Noch eine zweite „Bibelforschung" machte Russel: Die sechs Tage der Schöpfung sind bildlich zu verstehen. Sie bedeuten 6000 Jahre, denn die Bibel sagt: „Tausend Jahre sind in Deinen Augen gleich einem jüngst vergangenen Tag" (Ps. 89:4).

Es hat Jehovah bestimmt, daß die Menschen 6000 Jahre auf Erden leben und werken. Dann beginnt der siebente Tag, der Ruhetag, das Tausendjährige Reich Christi auf Erden. Adam wurde, wie Russel es in der Bibel „erforschte", im Jahre 4128 vor Christus erschaffen. Zwei Jahre später 4126 vor Christus, beging Adam die Erbsünde. Von diesem Tage an muß man 6000 Jahre weiter rechnen, und man kommt wieder zum Jahre 1874. In diesem Jahr ist Christus wiedergekommen. Er lebt unsichtbar unter uns, als Geisteswesen.

Auch auf die Frage, warum denn mit dem Kommen Christi im Jahre 1874 nicht auch der Frieden des versprochenen Tausendjährigen Reiches angebrochen sei, hatte Russel sicherste Antwort. Aus der Bibel konnte er folgendes „erforschen":

Jesus begann im Jahre 30 öffentlich aufzutreten. Mit Jesu Kommen war das jüdische Zeitalter zu Ende. Die Geschichte spricht aber von einer vierzigjährigen Erntezeit, die den Juden noch gegeben wurde. Das jüdische Reich wurde nämlich erst im Jahre 70 von den Römern vernichtet. Man muß darum auch hier, beim Anbruch des Tausendjährigen Reiches, die biblische „vierzigjährige Erntezeit" mit hinzurechnen. Erst 40 Jahre nach Jesu Wiederkommen, also im Jahre 1914, wird das Reich Satans vollständig zerstört werden und Christi Reich auf Erden anbrechen. Während dieser 40 Jahre Erntezeit wird Christus die Heiligen aus ihren Gräbern zu neuem Leben erwekken. Unsichtbar werden sie mit Christus unter uns leben. 1914 aber werden alle noch lebenden Heiligen in die Herrlichkeit des Tausendjährigen Reiches aufgenommen werden.

Als im Jahre 1914 weder Christus unter uns erschien noch sein Frieden zu uns kam, als damals ganz im Widerspruch mit allen Prophezeiungen noch der erste Weltkrieg ausbrach, „forschte" Russel weiter in der Bibel, seine Getreuen zunächst mit dem Jahre 1918, und nachher mit einer Nachlese von Jahren „von unbestimmter Dauer" vertröstend.

Russel starb im Jahre 1916. Sein Nachfolger, Rutherford, setzte sofort die Auferstehung aller Heiligen auf das Jahr 1925 an: „Wir können erwarten, im Jahre 1925 Zeuge zu sein von der

Aus dem Tagebuch eines Exerzitienmeisters

Schluß

Heute stürzen sich die ehrw. Schwestern in die große Einsamkeit. Vor dem Abendbrot beginnen sie ihre geistlichen Jahresübungen. Sie sind nur eine Handvoll. Drei verschiedenen Orden gehören sie an. Einige von ihnen mußten vom Flughafen abgeholt werden.

10. Juli — Die Übungen sind im vollen Schwung. In tiefem Ernst folgt ein Tag dem andern. Aber auch helle Freude malt sich auf allen Gesichtern. Die Predigten sind ein herzlicher Gedankenaustausch von Seele zu Seele. In ihrem Verlauf kommt die innere Fröhlichkeit immer wieder zum Durchbruch. „Wo Ernstes sich und Heitres paaren, da gibt es einen guten Klang!"

Die Indianerbuben dienen mir jeden Morgen bei der hl. Messe. Sie machen sich recht gut in ihren roten Röckchen. Sie kennen auch ihre Gebetsantworten recht gut.

13. Juli — Heute ist Schluß der hl. Übungen für die Schwestern. Sie haben volle acht Tage gedauert. Wie die Gesichter der Teilnehmerinnen von Freude strahlen! Auch Menschen in der Welt fühlen sich niemals besser als am Ende einer guten Mission.

15. Juli — Langsam kommen die Schwarzröcke an. Aus allen Himmelsrichtungen eilen sie herbei. Mit dem Auto und dem Flugzeug. Ein junger Pater hat sich aus einer 2 100 Meilen Entfernung herbeigeschafft. Hält die Stellung in Old Crow, einem einsamen Posten über dem Polarkreis. Welch heiteren Gemütes alle sind! Und von soldatenhafter Schlichtheit und Sachlichkeit. Hängen offenbar sehr an ihrem Missionsleben in enger Verbundenheit mit der Natur und deren Schöpfer.

Zwei der jüngsten stammen aus unserem Seminar in Battleford. Die übrigen haben ihre Heimat in Quebec oder Prince Eduard Island. Die größere Zahl kommt aus Belgien und Frankreich. Einige von ihnen haben den letzten Krieg noch drüben miterlebt. Einer hat in Hitler's Gefangenenlager geschmachtet und graues Haar mit heimgebracht. Das aber scheint alles vergessen zu sein. Naturgemäß unterhalten sie sich gerne in ihrer Muttersprache. Aber genau so oft höre ich sie auf English mit einander verhandeln, obgleich das Angelsächsische ihnen herzlich schwer fällt. Ich merke das besonders beim Vorlesen in der Speisehalle; kann öfters beim besten Willen kaum ein leises Lächeln unterdrücken. Dennoch kann ich mir nicht helfen sie in jeder Hinsicht zu bewundern. Die unendliche Weite und wohltuende Freiheit ihrer Lebensweise spiegelt sich in ihrer Geisteshaltung wieder. Sie sind Wandermissionare. Immer auf dem Pfad. Überall zuhause und mit jedem Freund.

16. Juli, abends — Wir eröffnen die Priesterexerzitien. Im ganzen haben sich 18 Teilnehmer dazu eingefunden. Zehn andere aus dem Vikariat sind für etwaige Notfälle auf ihrem Posten geblieben. Der Oberhirte des Gebietes hat es so eingerichtet, daß immer zwei an einer Stelle zusammenwohnen und zu gewissen Zeiten im Jahr zusammenleben, wenn sie müde und matt von ihren Wanderungen heimkommen. Diese sind so organisiert, daß jeder anständige Katholik, wofern er guten Willens ist, seinen Christenpflichten genügen und sich mit der Kirche in Fühlung halten kann.

17. Juli — Wir haben eine Morgen-, Mittag-, und Abendpredigt jeden Tag. Dazu kommt die hl. Messe, das gemeinsame Chorgebet, die regelmäßige Betrachtung, die Besuchung des hl. Sakraments, der Kreuzweg, die abendliche Segensandacht. Es ist eine wahre Anstrengung selbst für den Stärksten. Aber das sollen ja die Tage der geistlichen Sammlung sein: eine wahre Selbstbesinnung, eine tiefgreifende Gewissens-

---

Rückkehr Abrahams, Isaaks und Jakobs und anderer Treuen des Alten Bundes aus dem Zustand des Todes, indem sie auferweckt und zur vollkommenen Menschlichkeit wiederhergestellt sein werden, um die sichtbaren gesetzlichen Vertreter der neuen Ordnung der Dinge auf Erden zu sein" (Rutherford, „Millionen jetzt lebender Menschen werden nie sterben", 1920/21).

Es ist bis heute weder zur Auferstehung der Gerechten noch zum Anbruch des Tausendjährigen Reiches gekommen. Auch das von Russel für die Jahre 1914, 1918 usw. prophezeite „Wehe", das Gott „über Babylon" (die katholische Kirche) aussprechen wird, ist nicht eingetroffen. Inzwischen weisen die „Zeugen Jehovas" auf ein neueres Buch Rutherfords, betitelt „Die Hölle", wo geschrieben steht: „Alle Dinge erfüllen sich in unseren Tagen und bezeugen, daß der Herr Jesus gegenwärtig und sein Reich herbeigekommen ist. Die Auferstehung der Toten wird bald beginnen. Mit dem Worte „bald" meinen wir nicht das nächste Jahr; aber wir glauben zuversichtlich, daß es geschehen wird, ehe ein weiteres Jahrhundert vergeht."

Heute weisen die „Zeugen" auf die Jahre zwischen 1970 und 1980 hin.

Eigenartig: Kaum eine andere Sekte gibt es, die mit derartigen Propagandamitteln arbeitet, wie die „Zeugen". Hunderttausende von Schriften, ungezählte Missionare, Radiofunkstationen arbeiten für ihre „Lehre", und doch gibt es kaum jemand, der wirklich weiß, was sie eigentlich predigen. Wir haben im Sinn, uns im nächsten Marienboten noch weiter mit der Lehre der „Zeugen" zu befassen. —

erforschung, ein neuer Anlauf zur Vollkommenheit der Liebe Gottes hin.

Einer der Zuhörer scheint an Schwerhörigkeit zu leiden. Er ist ein älterer Mann, setzt sich aber ganz kindlich in die vorderste Reihe und hält sich die Hand hinter das rechte Ohr. Will offenbar kein einziges Wort verlieren.

19. Juli — Ich selber liebe es, meine Freizeit draußen zu verbringen und mir durch Tiefatmung frische Kraft zu sammeln. Wandere nach jedem Vortrag zum Liardfluß hinunter, der nur 50 Schritt vom Hause seine schnellen Fluten wälzt. Noch lieber sitze ich zwischen den hohen Holzhaufen, die in Massen am hohen Ufer entlang aufgeschichtet liegen. Zu fünf-Fuß-langen Stücken zersägt füttern die Baumstämme im Sommer und Winter die gefräßigen Öfen, die die Schule, Küche und Kommunität unaufhörlich mit heißem Wasser beliefern. Die Abteilung für Indianische Angelegenheiten in Ottawa stellt alljährlich zur Abholzung das nötige Waldgebiet zur Verfügung.

Ich ruhe zwischen den Anstapelungen auf einer alten Ölkanne und sauge den erquickenden Harzgeruch in mich ein, betrachte den blauen Himmel über mir und lausche. Lausche den Käfern die emsig und rührig im Holze drin ihre Gänge graben. Ihr Sägen, Raspeln und Feilen mischt sich mit dem Plätschern des Flusses. Wie anziehend! Es ist keine Darbietung voll musikalischen Wohlklangs. Es ist eine nüchterne und doch so eindringliche Predigt über unermüdlichen Fleiß, über Stetigkeit, Unverdrossenheit, Beharrlichkeit. Es scheint den Tierchen Freude zu machen; sie fühlen sich in ihrem Element.

21. Juli — Nun sind auch die Exerzitien der Priester vorbei. Sie haben, mit Einschluß eines Sonntags, sechs Tage gedauert. Einen zweiten Sonntag dürfen wir der Seelsorge nicht entreißen. Bis Samstag spätestens muß jeder wieder an seinem Platze sein. Die Schlußzeremonie gipfelte in der Erneuerung der Ordensgelübde und dem Te Deum laudamus, dem Lobgesang der Freude und Danksagung.

Drunten im Speiseraum wartete unser ein feines Abschiedsessen. Wie fraulich-mütterlich die Schwestern mit ihren Indianermädchen alles hergerichtet hatten! Es linderte den Trennungsschmerz. Wie hatten wir uns doch achten und lieben gelernt! Die späten Abendstunden waren dem Missionsfilm "The Law of the Yukon" geweiht. Die Indianerkinder erkannten auf der Flimmerwand ihre Familien und deren Seelsorger. Ihr Erscheinen wurde jedesmal mit lautem Rufen und fröhlichem Händeklatschen begrüßt.

Einige Missionare mußten noch vor Mitternacht mit dem Flugzeug zu ihrem Arbeitsfeld zurück. Mir selber bot sich am nächsten Morgen die Gelegenheit zu einem Autoausflug nach Whitehorse, der Hauptstadt des Yukongebietes.

22. Juli — Vier Oblatenpriester gaben mir das Geleite. Die fröhliche Gesellschaft, die liebliche Berglandschaft, die erfrischende Luft brachten mir die ersehnte Ausspannung. 45 Predigten in weniger denn 3 Wochen sind keine Kleinigkeit. Während der Arbeit fühlt man sich wie in einen Schraubstock gespannt; ist alles vorüber, dann atmet man erleichtert auf.

Wir rasteten an verschiedenen Halteplätzen. Der Hauptgrund dafür war, den zerstreuten Katholiken der Wildnis einen Gruß zu entbieten. Immer wieder trafen wir den einen oder anderen. Wir gönnten uns auch einige Erfrischungen. Eine Flasche Bier war für 50¢ zu haben. Eine Mahlzeit mit bestem Rindfleisch kostete bis $4.00. Es gab auch billigere Speisen und Getränke. Staubbedeckt aber wohlerhalten brachte uns der späte Nachmittag ans Ziel.

Das Städtchen Whitehorse spreizt sich in einer engen Talmulde im Quellgebiet des Yukonflusses. Es heißt schwer auf die Bremsen treten, wenn man von der Höhe am Flugplatz vorbei in die Tiefe hinuntergleitet. Durch den zweiten Weltkrieg ist es zu großer Bedeutung gelangt und zu kräftigem Leben erwacht. Ist zum wichtigen Verbindungspunkt am Luft- und Landweg nach Alaska geworden. Langsam streift es die Schläfrigkeit der früheren Tage ab und baut wetterfeste Straßen. Entfernt die wackligen Behausungen und Unterschlüpfe und errichtet Banken, Kirchen und Geschäftshäuser in lebhaftem Wettbewerb. Ein riesiges Postamt ist entstanden. Schade, daß die Eisenbahn fehlt. Nur ein engspuriger Schienenstrang führt nach Skagway am Stillen Ozean. Im Volksmund dauert es zwischen 5 Stunden und 5 Tagen um dorthin zu gelangen.

23. Juli — Ich traf einige Neueinwanderer aus Deutschland und Österreich. Sie waren froh einen deutschstämmigen Priester zu treffen und baten mich am nächsten Morgen ihre Beichte zu hören. Ich besuchte das „Freundschaftshaus", das nach den Idealen der Baronin v. Huegel und der Dorothy Day für mittellose Kinder und Frauen errichtet worden ist. Eine Abteilung für gestrandete Männer ist im Entstehen begriffen. Die katholische Pfarrschule hat helle und geräumige Klassenzimmer. Im modernsten Stil gebaut, würde sie irgendeiner Großstadt zur Zierde gereichen. Leider kann man das nicht von der Bischofskirche sagen; sie mutet an wie ein Restbestand aus verklungenen Zeiten. Mitten im Ort fand ich ein Altertumsmuseum. Es bietet verschiedene Stücke aus den Pioniertagen zur Besichtigung dar (Postwagen, altmodische Schlitten und Werkzeuge).

24. Juli —Ich wanderte zum Fluß hinunter. Dort stieß ich auf die Aus- und Einladestation des oben erwähnten Bummelbähnchens. In seinem Revier schien kraftvolle Betriebsamkeit zu herrschen. Weiter flußabwärts winkte eine Reihe weißgestrichener Dampfboote, die einmal den Fracht- und Passagierdienst mit Alaska besorgten. Die meisten von ihnen waren mittlerer Größe. Aber das eine oder andere nahm sich aus wie ein stolzer, breitbauchiger Riese aus einer versunkenen Welt. Von Flugzeug und Motorwagen überholt und zur Nutzlosigkeit verdammt, starren sie griesgrämig iherem langsamen Zerfall entgegen. Auf einer Gleitbahn aus wuchtigen Balken hat man sie einmal mit massigen Stahlkabeln aus dem Wasser ins Trockene gezogen.

Mein Rückweg zum Bischofshaus führte mich wieder den Yukon hinauf. Wasserflugzeuge, die den

Fluß zu Aufstieg und Landung benutzen, fesselten meinen Blick. Wie ich so dastand, trat ein Mann im Touristenanzug neben mich, der die Schweiz als seine Heimat bezeichnete. Wir lächelten einander an und sahen uns bald in lebhaftem Gedankenaustausch verwickelt. Er war auf dem Weg nach Edmonton zu einer schweren Nierenoperation. Ein Ding befremdete mich in seiner Lebensbeschreibung: 40 Jahre hatte er im Nordwesten gerackert und ‚gespart' und hatte angeblich nichts, um den Arzt und das Hospital zu bezahlen. Und das ohne Belastung durch Frau und Kind; er war niemals verheiratet gewesen.

Ein fast unlösbares Problem im hohen Norden scheint die städtische Wasserversorgung zu sein. Whitehorse mit seinen extremen Kältegraden (bis 75 unter Null) hat in der Beziehung schon manches versucht. Ungewöhnliche Tieflegung der Rohre und künstliche Aufwärmung im Wasserturm haben sich nicht bewährt. Neuerdings versucht man es mit einer Doppelrohrleitung. Die eine führt das Trinkwasser zum Verbraucher, die andere, künstlich erhitzt und in ständiger Zirkulation gehalten, soll die erste vom Auffrieren bewahren. Möge der Versuch den Stadtvätern gelingen! Es ist eine kostspielige Geschichte.

26. Juli — Die Zeit und Stunde zum Abschiednehmen ist gekommen. Hinauf ins Nordland hatte ich mir Zeit genommen. Wie soll ich nach vollbrachter Arbeit wieder heimkommen? Die Fahrt hinauf war eine Forschungs- und Endeckungsreise für mich gewesen; so hatten es mir die Brüder in Edmonton und verschiedene Naturfreunde geraten. Es hatte sich als das einzig Richtige erwiesen. Naturgemäß war es mit Zeitverlust verbunden. Soll ich dasselbe Risiko bei der Rückkehr wieder auf mich nehmen? Ich habe es eilig. Drum entschließe ich mich zur Heimkehr durch die Luft. Viele Touristen aus den Vereinigten Staaten scheinen das zu tun. Kommen mit dem Familienauto herauf, verfrachten es dann nach dem Stillen Ozean und fahren mit dem Luftschiff hinterher. Es wird meine erste Fahrt durch den Äther sein; schaue ihr mit Spannung entgegen.

27. Juli — Ein wunderschöner Hochsommermorgen! Kauere im vollbesetzten Luftkreuzer in freundlichster Atmosphäre. Das Personal ist so entgegenkommend; wenn's doch überall so wäre! Ist's zum Teil Berechnung? Um ein Gefühl des gegenseitigen Vertrauens und der Sicherheit zu wecken?

Mit Hilfe seiner 4 Motoren und gewaltigen Tragflächen schraubt sich unser Fahrzeug langsam in die Höhe. Über menschliche Behausungen geht's hinweg, über Wald und Seen und kahle Bergesgipfel. Bald sehen wir nur noch das Azurblau der Himmelskuppel. Unter uns das eintönige Grau der dichten Wolkenlager, in ständigem Wechsel begriffen. Bald schauen sie prosaisch aus wie eine weite, öde Eisfläche, die einen erschauern macht. Bald dichterisch schön wie die Prärie im glitzernden Reif zur Weihnachtszeit. Bald wieder formen sie sich zu einem ungeheuren Krater, dessen Rand sich wie tobende Meereswellen am Horizont in die Höhe türmt. Zarte Dunstschleier, vom Wind getrieben, gleiten wie Rauchschwaden darüber hinweg. Ein andres mal

Der Herr "Niemand"

von Ferdinand Silbereisen

Der Herr „Niemand" ist eine wohlbekannte Persönlichkeit. Wie es heute ist, so war es ehedem. Was in Haus und Hof, Küche und Keller durch Ungeschicklichkeit und Unachtsamkeit zugrunde geht, zerbrochen oder beschädigt wird, wird dem Herrn Niemand zur Last gelegt. Alle häuslichen Fatalitäten werden ihm in die Schuhe geschoben. Eine Reihe von bildlichen Darstellungen in Holzschnitt und Kupferstich von Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts zeigt die populäre Figur, die in Reim und Prosa von jeher gefeiert wurde. Ein Flugblatt aus dem Jahre 1794 in der Nürnberger Stadtbibliothek lautet:

Auf den Niemand will man schieben,
Was geschieht in dieser Welt.
Was nur böse Leut ausüben,
Hat der Niemand angestellt.
Alles will man mir zuschreiben,
Der ich keinen je betrübt,
Jeder will an mir sich reiben,
Da man alle Schuld mir gibt.
Ich muß unterdes allein
Der unschuldige Niemand sein.

Eine plastisch-drastische Darstellung des „Niemand" wurde im „Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde" veröffentlicht. Umgeben von einem runden Blätterkranz sitzt inmitten einer Unzahl von zerbrochenen Gerätschaften der „Niemand", der „Allerwelts-Sündenbock", der große „Unbekannte" traurig auf einer umgestülpten Kufe. Ein großes Vorlegeschloß hindert ihn am Sprechen. Doch enthält ein Spruchband seine Klage:

„Man tut mich heißen Niemand,
ale Ding muß ich zerbrochen han,
des thrure ich,
das ich nit kan
verantworten mich".

scheint alles in unserem Gesichtskreis zu gären und zu zischen in kochendem Auf und Nieder. Risse und Falten erscheinen zwischen den Wolkenmassen. Wie ein zerhacktes und zerzacktes Gebirge nimmt es sich aus, dessen Felsblöcke sich wie in einem Erdbeben übermütig und rücksichtslos an einander in die Höhe schieben.

Am Nachmittag haben wir die Sonne zu unserer Rechten. Auf dem glänzenden Weiß der Wolkenflächen malt sie den Schatten unseres Flugzeuges mit allen Farben des Regenbogens umringt. Geradlinig wie ein Raubvogel schießt es dahin in krafttrotzendem Selbstbewußtsein. Wie ein Haifisch, der mit

weitausholenden Flossen hinter seiner Beute herjagt. Ein großartiges Schauspiel!

Dennoch konnte ich mich eines geheimen Grauens nicht erwehren. Es wurde geweckt und wachgehalten von der Möglichkeit eines Versagens. Ich fühlte mich unsicherer als auf dem Meer. Auf dem Dampfer gibt es Rettungsgürtel und Rettungsbote. Dennoch, wie unbrauchbar können sie werden im gegebenen Fall! Wenn das Schiff ein Raub der Flammen wird. Wenn es an einem Eisberg zerschellt. Wenn es im Sturm, ruderlos, an einer Klippe zersplittert. Trotz allem bleibt selbst unter den schlimmsten Umständen ein Schimmer der Hoffnung. Der aber fehlt im Durchschnitt vollständig bei Unglücken in der Luft.

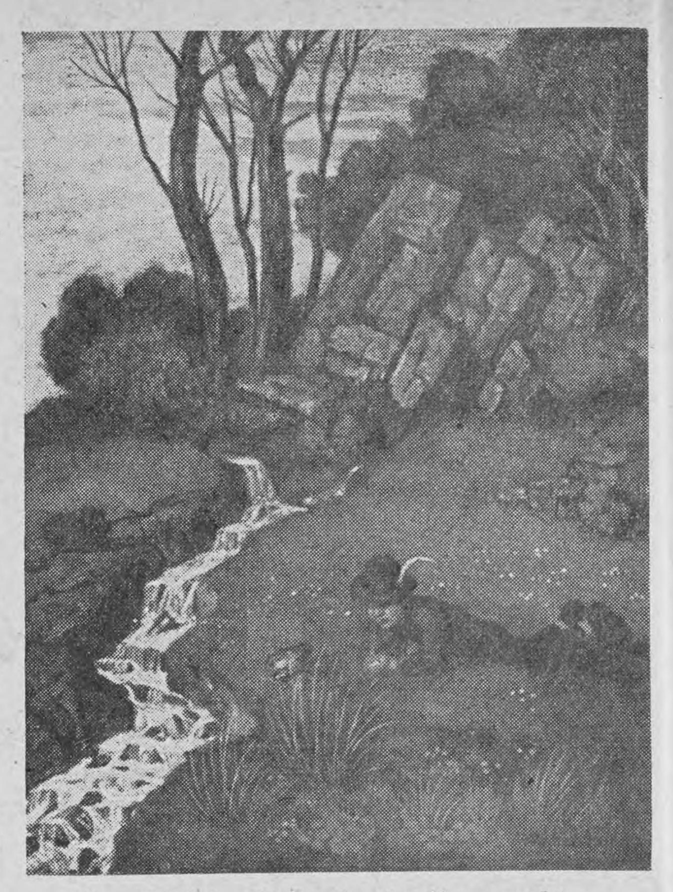
Gleich zu Beginn unserer Fahrt erhielten wir eingehende Belehrungen über den Gebrauch der Rettungsweste. Eine solche steht jedem Reisenden zur Verfügung. Steckt in einer geräumigen Tasche in der Rückwand des Sitzes unmittelbar vor ihm. Er braucht nur hinüberzulangen und sie herauszuziehen. Genaue Anweisung und Bebilderung sind dabei, besonders auch über die Notausgänge. (Alle Fenster können im Fall eines Falles zum Ausschlupf erweitert werden.) Was die Stewardess als weitere Erklärung hinzufügte, klang leider völlig aussichtslos. Sie selber schien an die Ausführbarkeit ihrer Mitteilungen nicht zu glauben.

Fünf Punkte erhielt ihr Programm: die Weste über den Kopf ziehen, sie (unaufgeblasen) fest um den Leib zusammenziehen, den Notausgang mit den Füßen einstampfen, hinausspringen und zuguterletzt (im Stürzen!) die Gummiweste sich zum Ballon aufblasen lassen. Wahrlich eine große Zumutung! Als gäbe es bei einer Katastrophe keine Aufregung! Und doch muß es bis auf Weiteres so bleiben; denn nur wie vorgeschrieben kann man durch den Engpass des Notausganges entweichen. Wie hoffnungslos! Heißt es nicht, aus dem Regen in die Traufe springen? Aus der Pfanne in den Feuerkasten? Da mag es einem ergehen wie unsern deutschen Müttern im zweiten Krieg unter der zermürbenden Wucht der Fliegerangriffe. Sie flohen mit dem Kindlein auf dem Arm aus den flammenden Häusern. Feuerbomben hatten sie in Brand gesteckt. Nur Kies und Erde vermochte sie zu löschen; davon aber hatten sie nie genug. So stürzten sie mit ihrer teuren Last hinaus in die Straßen. Die aber standen in lodernden Flammen. Eine Welle von Fliegern hatte sie mit einem Sturzregen von Benzin übergossen und in Brand geschossen. Wohin sich retten vor der Höllenglut? Es war eine verzweifelte Geschichte. Kein Wunder, daß der Schrecken ihre Haare bleichte.

So muß es in der Regel bei Luftkatastrophen gehn. Aussichtslosigkeit ist ihre charakteristische Note. Aussichtslos ist's, wenn der Blitz ins Flugzeug hineinhaut. Wenn Feuersglut durch einen 200-300 Meilen Luftstrom gepeitscht von den Motoren auf die Flügel überspringt. Was bleibt da noch vom armen Menschen, wenn er mit der Landungsjacke um die Brust auf dem Wasser oder dem Land aufstößt?

Bestände die Unsicherheit nicht, wäre der Luftverkehr ein unvergleichlich bezauberndes Unternehmen. Diese Schnelligkeit und Bequemlichkeit! Die herzerquickende Bedienung! Die herrlichen Mahlzeiten, mit so viel Anmut und Freundlichkeit dargereicht! So aber bleibt jede Luftreise in sich ein gefährliches Abenteuer. Trotz allem aber läßt sich der Mensch auf dieses Abenteuer ein, denn er hat es eilig. Und schließlich rechnet man ja auch in Auto, Schiff und Eisenbahn nur mit Wahrscheinlichkeit. Nirgendwo ist man seiner völlig sicher. So ist das Leben, und deshalb wird weitergeflogen.

2. August — Es ist alles gut gegangen. Bin wieder daheim. Home, sweet home! No place like home. –



Das Vöglein singt, die Quelle rauscht — das Lied erdacht vom Schöpfer

---

Immaculata

Der Heilig Geist von dir allein
Erschaffen hat das Kindlein fein,
Gleichwie die Sonn durch ihre Kraft
Allein von Zweiglein Rosen schafft.
O Wunderwerk! Auf einem Stiel
Stehn Röslein und auch Blätter viel,
O Wunderwerk! In Gottes Sohn
Sind zwei Naturen in Person.

Aus des Knaben Wunderhorn

Aus der katholischen Welt

Vatikan — Ehe bleibt unauflöslich. Gegen Presseberichte, nach denen die kirchlichen Gerichtshöfe das Prinzip der Unlösbarkeit der Ehe lockern und die Beweisführung für Nichtigkeitserklärungen der Ehe erleichtern wollen, wendet sich der Osservatore Romano, das offiziöse Organ des Vatikans. In den angeführten Berichten war behauptet worden, man wolle nicht nur die Ungültigkeit der Eheschließung, sondern auch bereits Unglücklichkeit der Eheleute als ausreichenden Grund für eine neue Eheschließung anerkennen. Der Osservatore Romano erklärt dazu, daß sich hier eine Begriffsverwirrung über die Prinzipien und die Grundlage der Ehenichtigkeitsprozesse zeige. „Die gültige und vollzogene, auf der Übereinstimmung der Partner gegründete Eheschließung, kann von keiner kirchlichen Autorität, auch nicht vom Heiligen Vater, gelöst werden." Das Vergehen der Zeit und der Ereignisse im Leben können, auch wenn es den Eheleuten kein Glück gebracht habe, keineswegs die Ungültigkeit des Ehebandes bedingen, ebensowenig wie auch das größte Glück niemals die Gültigkeit einer nicht gültig geschlossenen Ehe herbeiführen könne. Das Urteil eines kirchlichen Gerichts sei deshalb nur darauf ausgerichtet, festzustellen, ob die angefochtene Eheschließung wirklich von Anfang an nichtig war.

„Voreilige Ankündigung." — Eine voreilige Ankündigung nannte eine maßgebende vatikanische Persönlichkeit die Nachricht einer römischen Zeitung, daß sich Papst Pius XII. im nächsten Jahr nach Lourdes begeben werde, um am Hauptfest der Jahrhundertfeier der Muttergotteserscheinung teilzunehmen. Ob der Heilige Vater eine solche Reise unternehme oder nicht, liege ganz bei ihm. Er selbst entscheide im angebrachten Augenblick über die Verwirklichung eines Projekts, das ihm zweifelsohne sehr am Herzen liege. Alles werde außerdem von der internationalen Lage abhängen. Man dürfe nicht vergessen, daß Papst Pius XII. gleich nach der Besteigung des Päpstlichen Stuhles privat die Absicht äußerte, persönlich an dem für das Jahr 1939 in Nizza geplanten Eucharistischen Weltkongreß teilzunehmen, der dann wegen Ausbruch des Krieges nicht stattfand.

Der Heilige Vater vereinfacht das Nüchternheitsgebot. Der Heilige Vater hat eine neue Anordnung zur Vereinfachung des bisher geltenden eucharistischen Nüchternheitsgebotes getroffen. Die Anordnung, ein sogenanntes „motu proprio", das am 25. März 1957, am Fest Mariä Verkündigung, in Kraft trat, nimmt ausdrücklich Bezug auf „beachtliche Veränderungen in der Ordnung der Arbeitszeit und Dienststunden der öffentlichen Ämter sowie im ganzen sozialen Leben". Nach den neuenAnweisungen sind die Bischöfe ermächtigt, die Feier der hl. Messe in den Nachmittags- bzw. Abendstunden an jedem Tag zu gestatten, wenn dies das geistliche Wohl einer erheblichen Anzahl von Gläubigen verlangt. Priester und Gläubige sind verpflichtet, sich vor der hl. Messe bzw. vor Empfang der hl. Kommunion während der Dauer von drei Stunden fester Speisen und alkoholischer Getränke und während der Dauer von einer Stunde Getränke jeder Art zu enthalten. Das Trinken von purem Wasser bricht das Nüchternheitsgebot nicht. Dieses Nüchternheitsgebot gilt nicht nur für alle Abendmessen, sondern in Zukunft auch für alle Gottesdienste, die um Mitternacht, in den ersten Morgenstunden oder am Vormittag zelebriert werden. Die neuen Bestimmungen weisen ausdrücklich darauf hin, daß Kranke, auch wenn sie nicht bettlägerig sind, nichtalkoholische Getränke sowie flüssige und feste Medizin ohne jegliche zeitliche Beschränkung auch vor dem Empfang der hl. Kommunion zu sich nehmen dürfen. Alle anderen bisher gültigen Bestimmungen werden durch die neue Anweisung abgeschafft. Papst Pius XII. ruft jedoch gleichzeitig Priester und Gläubige auf, wenn sie immer in der Lage sind, die alten, ehrwürdigen Formen der Nüchternheit zu beobachten.

Das ist Lüge — Die schwerwiegende Gretchenfrage: „Wie hälst du es mit Ungarn?" haben kürzlich einige lutherische Bischöfe dem Patriarchen Alexis von Moskau gestellt. Er möge sich doch dafür einsetzen, hieß es in dem Schreiben, daß eine menschliche Behandlung des ungarischen Volkes in Zukunft erfolge. Und dann kam die Antwort: „. . . Gleich Ihnen haben wir große Sympathie für das ungarische Volk, das unsagbar Schweres durch die sich in seiner Mitte abspielenden Ereignisse erlitten hat. Aber Gott sei Dank herrscht erneut wieder der Friede in Ungarn, und das Volk wendet sich erneut der produktiven Arbeit zu." Hatten die lutherischen Bischöfe Dänemarks etwas anderes erwarten können als diese Erwiderung? Man darf dem Patriarchen von Moskau schon soviel Einsicht in die Dinge zutrauen, daß er genau weiß, was noch immer in Ungarn vorgeht und daß dieses geknechtete Volk unendlich weit von der Freiheit entfernt ist. Aber dieser Mann ist zu einem Instrument des bolschewistischen Systems geworden. Wir wollen deswegen nicht den Stab über ihn brechen; denn wer von uns kennt schon die teuflische Kunst, mit der die russischen Kommunisten ihre Opfer umerziehen? Eins jedenfalls steht fest und wird aus dem Brief des Patriarchen deutlich: der Bolschewismus ist ein System der Lüge!

Sowjetzone lehnt Miltärseelsorge ab — Die seelsorgliche Betreuung der Angehörigen der sogenannten „Nationalen Streitkräfte" in der Sowjetzone wurde jetzt auch offiziell abgelehnt. Verteidigungsminister Stoph (SED) bestätigte das in einem Brief an den Vorsitzenden des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Dr. Otto Dibelius. Er weist in seinem Schreiben darauf hin, daß es in der Sowjetzone keine allgemeine Wehrpflicht gebe und die „nationale Volksarmee" eine ausgesprochene Verteidigungsarmee sei. Verhandlungen über eine Militärseelsorge seien im übrigen auch deshalb gegenstandslos, weil seines Wissens bislang noch kein Angehöriger der Volksarmee einen entsprechenden Wunsch geäußert habe.

Die schwarze Madonna

von Hugo Kocher

Eigentlich war es ursprünglich gar keine „schwarze" Madonna gewesen, die im Schreinerhaus auf dem Ehrenplatz stand und die von der ganzen Familie so hoch verehrt wurde. Doch war die Statue dem Bilde der Gnadenmutter von Altötting recht ähnlich. Und aus Lindenholz war sie geschnitzt, hell und licht, grad wie das Gnadenbild selbst, eh es von Alter und Kerzen rauchdunkel geworden war. Hell und licht schaute das Bild im Schreinerhaus auch heute noch aus, wenn man es von der Seite ansah. Aber die andere Seite war schwarzbraun versengt, grad so, als sei sie einmal fast angebrannt. So war es auch. Aber keinem in der Schreinerfamilie wäre es je in den Sinn gekommen, diese eigentlich gar nicht schönen Brandflecken zu entfernen. Die damit verbundenen Erinnerungen machten ihnen allen das Madonnenbild erst recht lieb und wert.

Vor vielen Jahren — Franz, der älteste Schreinerbub war damals noch ein kleines, zweijähriges Hascherl — stand die Madonna auch schon im Schreinerhaus. Doch Brandflecken hatte sie damals noch nicht, höchstens eine leichte Bräunung, so wie es edlem Holzwerk wohl zukommt. Die Schreinerfrau hatte sie von ihrer Mutter geerbt, die sie einst von der Wallfahrt aus Altötting mitgebracht hatte. Es war schier ihr einziges Heiratsgut, denn ihr Mann hatte sie als blutarme Waise gefreit. Er brauchte es nie zu bereuen. Mit seiner Elisabeth und mit dem ehrwürdigen Marienbild war das Glück ins Schreinerhaus eingezogen.

Doch dann kam der große Brand, dem so viele Häuser des Bergdorfes zum Opfer fielen. Da sah es fast aus, als sollte das Schreinerhaus und alles Glück, das es barg, in Schutt und Asche versinken. . .

Diese Brandnacht würde keiner im Dorf je vergessen. Um Mitternacht weckte ein erster Notruf die Schläfer. Dann läutete die Brandglocke Sturm. Föhnwind und Funkenflug taten das Ihre, so daß bald mehrere Häuser in Flammen standen. Der Schreinerhans stand unter den Feuerwehrmännern in der vordersten Reihe, um zu retten, was noch zu retten war. Und auch seine Frau war eifrig beim Helfen. Ihr eigenes Haus stand einstweilen noch ein gutes Stück abseits der Glut.

Dann schlug der Wind plötzlich um, und die Feuersbrunst griff auf die Häuserzeile über, in der das Schreinerhaus stand. Wild und rasend stürzten die Flammen sich über die neue Beute. Der Schreiner-Hans mußte einhalten in seinem Dienst für den Nächsten. Er mußte an sein eigenes Hab und Gut denken. Denn schon schlug die glühende Lohe dem Schreinerhause entgegen.

„Meinen Bub, unsern Franzl, muß ich aus unserm Hause holen!" rief er einem Nachbarn zu.

„Der ist schon gerettet!" sprach der Nachbar im Vorüberlaufen. „Grad hat die Schustermargret den Kleinen zum Kirchberg hinaufgetragen."

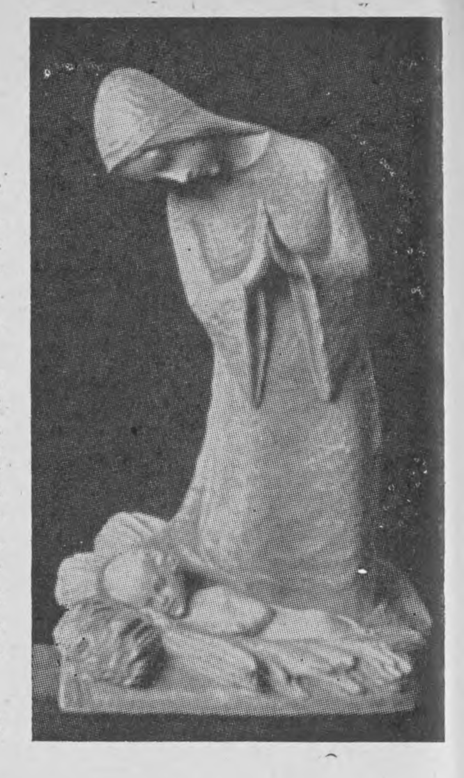
Da sah er auch schon seine Frau in tausend Ängsten dem Hause entgegenlaufen. Der Hans fing sie eben noch ab, als sie sich in das Haus stürzen wollte, das schon zu brennen begann.

„Mein Kind! Unser Franzl!"

„Gott sei Dank!" seufzte sie, als sie hörte, daß der Bub schon gerettet sei. So schwach hatte die Todesangst um das Kind sie gemacht, daß sie dem Hans in die Arme fiel, und hatte doch bis jetzt noch so tapfer geholfen, der Nachbarn Hab und Gut zu bergen.

„Jetzt kommt das Unglück über uns selbst, rief der Hans seinem Weibe zu und rüttelte es auf aus seiner Schwäche. „Laß uns versuchen, zu retten, was noch zu retten, ist. Vorerst brennt erst das Dach. Aus den unteren Stuben bringen wir vielleicht noch etwas heraus, wenn wir zupacken!"

Der Bub, der Franzl, war ja in Sicherheit! Dieser Gedanke ließ den beiden jungen Menschen den drohenden Verlust ihres Hauses in diesem Augenblick fast gering erscheinen. Gegenüber dem ersten Schrecken und der Angst um das



Kind schien ihnen alles andere fast unbedeutend.

Das Dachwerk und die oberen Stuben mußten freilich schon bald als verloren aufgegeben werden. Und schnell fraß sich die Glut auch durch die Decke der unteren Stuben. Aber vielleicht gelang es noch, das Übergreifen des Feuers auf die Werkstatt zu verhindern. Dazu freilich mußten die Wände des Wohnhauses eingerissen werden, an das die Werkstatt angebaut war. Das hieß alles aufgeben, was noch in den Stuben war.

Schon wollte der Schreiner-Hans mit den helfenden Männern daran gehen, die Mauern einzureißen, da packte ihn seine Frau erschrocken am Arm: „Unsere Gnadenmutter!"

Einen Augenblick wollte der Mann unwirsch auffahren. Jetzt galt es die Werkstatt zu retten! Das einzige, was nach diesem Unglück Gewähr bieten würde, der Not und der Armut zu entgehen! Wie kam die Frau dazu, ihn in diesem Augenblick mit dem Gedanken an die alte Statue vom Notwendigsten abzuhalten!

Doch als der Schreiner-Hans die bittende Angst in den Augen Elisabeths sah, brachte er es nicht über sich, ihr ein rauhes Wort zu

sagen. Er wußte, was ihr das Bildnis der Gnadenmutter bedeutete.

„Halt! Wartet noch einen Augenblick mit dem Einreißen!" rief er den Helfern zu. Und er verschwand mit einem Sprung im Hausflur. Durch den Rauch tastete er sich zu der Treppe. Standen die Stufen noch? Auf halber Höhe zum Oberstock war die Madonnanische. Soweit konnte die Stiege ihn vielleicht noch tragen.

Mit keuchenden Lungen atmete der Mann, Schweiß drang ihm aus allen Poren. Zwei, drei Stufen tastete er sich hinauf. Brennende Bretter fielen herab. Doch in aller Atemnot und aller Gefahr war es Hans, als sähe er die bittenden Augen seiner Frau. Und mit eines wurde es ihm hell bewußt, daß ihre ganze Zukunft und all ihr Glück davon abhing, ob er das Bild der Gnadenmutter rettete oder nicht.

Er mußte sie aus den Flammen holen! Nur noch fünf, sechs Stufen. Jede einzelne wurde ihm zur Leidenstation. Hans keuchte und rang verzweifelt nach Luft. Er fühlte einen dumpfen Schmerz in der Brust. Zuletzt tat er alles mechanisch. Er taumelte, stolperte, fiel über ein Bündel, stand wieder auf. In den Flammen und Rauch sah er die Statue der Gnadenmutter vor sich stehen. Er packte sie mit der Linken, wandte sich. Wieder kam ihm das Bündel unter die Füße, über das er zuvor gestolpert war. Wieder taumelte er zu Boden, kam auf das Bündel zu liegen. Und da durchzuckte es ihn wie ein Blitz. Ein jäher Schreck, furchtbarer als alles andere, was er in dieser schrecklichen Nacht schon erlebt hatte. Eine Kinderhand fühlte er . . .! — Mit der Rechten riß er das Bündel an sich, taumelte auf, stolperte weiter. . . .

Wie er herauskam aus dem brennenden Haus, er wußte es nicht. Ohnmächtig brach er draußen zusammen. Er hörte nicht mehr den Aufschrei seiner Frau. Er wußte nicht, wen und was er gerettet hatte. Noch viele Stunden nach seinem Wiedererwachen sah er nur noch lodernde Flammenzungen und Rauch und Glut.

In der geretteten Werkstatt fand der Schreinerhans wieder ins Leben zurück. Und nun erfuhr er, was sich im einzelnen zugetragen hatte. „Als ich vor dem brennenden Haus stand", so erzählte ihm seine Frau, „war's mir auf einmal wahr und wahrhaftig, als hätt' ich unsere Madonna um Hilfe rufen hören. Ich konnte nicht anders, ich mußte dich bitten, das Bild zu retten, Hans, obwohl ich offenen Auges sah, daß ich dich in ein Wagnis schickte, das leicht deinen Tod bedeuten konnte. Immer dringender hörte ich den Hilferuf aus den Flammen. Und du nahmst das Wagnis auf dich, aus Liebe. Und ich stand vor dem brennenden Hause, bangte, zitterte, betete. Dann kamst du endlich, es schien mir wie eine Ewigkeit, aus den Flammen getaumelt. Selbst rauchgeschwärzt und mit versengten Kleidern hattest du unter dem linken Arm die Madonna, die auch schon von der Glut versenkt war. In der Rechten aber hieltest du ein rauchendes, schwelendes Bündel. Herrgott! Hans! Es war unser Kind! Die Nachbarin, die erzählt, der Franzl wär schon gerettet, hatte sich geirrt. Das Kind war noch im Hause, in seinem Bettchen. Es war wohl im rechten Augenblick wach geworden, war herausgeklettert und war durch die offene Tür in den Flur gekrochen. Dann war es die Stiegen hinuntergefallen und war auf dem Absatz grad vor dem Gnadenbild liegen geblieben. Wahr und wahrhaftig, Hans, die Himmelsmutter hat um Hilfe gerufen für unser Kind. Sie hat unser Kind gerettet! Und, Hans, sie wird uns auch helfen, wenn wir jetzt drangehen müssen, unser Heim und unser Leben wieder neu aufzubauen. Die Gnadenmutter wird uns beistehen, so wie sie uns in dieser Not beigestanden hat! Daß wir ihr Bild nur gerettet haben! Daß wir unser Kind nur wieder haben! Unsere Helferin, unsere Bewahrerin, unsere Gnadenmutter! Den Ehrenplatz in unserem neuen Heim soll sie haben. Und nie wollen wir sie und ihre Hilfe vergessen . . .!"



Der alte Baum am frohen Hügel

So kam es, daß die Madonna der Schreinersleute zur Hälfte eine echte „schwarze Madonna" geworden ist. Daß sie darum der Elisabeth und dem Hans nur noch teurer und lieber geworden ist, brauchen wir kaum zu sagen. Und ganz besonders verehrt sie der Franzl, der nun schon ein junger Mann geworden ist. Noch als Erwachsener legt er gern ein Blümerl zu Füßen der Gnadenmutter nieder und betet ein Ave dazu. Und jedesmal, wenn er an dem ehrwürdigen Bilde vorübergeht, denkt er daran, daß er sein Leben und alles, was er ist und was er hat, ihr verdankt. Und später wird er die „schwarze Madonna" einmal als kostbares Erbe mit ins Leben nehmen, wird ihr den Ehrenplatz in seinem eigenen Hause geben. Und auch der Ehrenplatz in seinem Herzen gehört der himmlischen Helferin, der Gnadenmutter, für alle Zeit und Ewigkeit. —

Vaterunser, die Gott lächerlich machen

von Abbé Pierre

Das Gebot der Nächstenliebe gehört nicht etwa bloß unter die evangelischen Räte, wie der vollkommene Gehorsam, die freiwillige Armut und Keuschheit, sondern die Liebe ist das Grundgesetz des Christentums, welches das Verhältnis von Mensch zu Mensch regeln soll. Was heißt das, daß wir den Nächsten lieben sollen wie uns selbst? Wir wünschen uns das tägliche Brot und ein Dach, unter dem wir in Frieden wohnen können. Wir wünschen ein Wohlergehen mit den hundert Dingen, die dazu gehören. Also dürfen wir auch den Nächsten nicht bloß so im allgemeinen lieben, sondern die Liebe zum Nächsten besteht in den Dingen, die die Liebe zu uns selber ausmachen: sich satt essen können, eine Ehre haben dürfen und ein Dach, wo wir mit einer Familie daheim sind, und so.

Wir haben die gottbefohlene Liebe zur Karrikatur gemacht. Kein Mensch beichtet die Sünde der unterlassenen Liebe. Gott hat uns erschaffen und beauftragt, nicht bloß, daß wir den Mitmenschen in Ruhe lassen, sondern daß wir dem Nächsten Liebe antun. Wenn jemand verheiratet ist und er macht abends seine Gewissenserforschung: ich habe meiner Frau nicht den Teller an den Kopf geworfen, habe sie nicht verleumdet und nicht geprügelt, also habe ich sie geliebt, was wäre von seiner Liebe zu halten? Wäre ein Mensch, der solche Ordnung hält mit seinem Gewissen, noch ein Christ, auch wenn er noch so fleißig Andacht hielte?

Und doch haben ungezählte Christen unserer Tage dergleichen Meinung über die Liebe; sie glauben, in Ordnung zu sein, wenn sie sich in anderer Leute Dinge nicht einmischen, niemand verleumden, niemand bestehlen und niemand totschlagen.

Wenn wir noch rechte Begriffe über christliches Lieben hätten, dann müßte uns ein heiliger Zorn überkommen, wenn wir sooft zusehen müssen, wie das Gebot der Liebe zum Mitmenschen sabotiert wird, wie man es allerorts ignoriert, verbeamtet, verklauselt und totschwätzt. Wenn es besser werden soll in der Welt, auch unter den Christen, dann müssen wir wieder Mut bekommen, in heiligem Zorn anzuklagen, wo es Not tut, damit der Arme endlich zu seinem Recht komme. Mit bloßem Parlamentieren ist es nicht mehr getan in einer Zeit, wo Millionen Menschen in erbärmlichem Elend sind und dabei mitansehen müssen, wie andere daneben schwelgen. Wenn ein Vater zusehen muß, wie sein Kind vor Hunger stirbt und nebenan ein anderes Kind krank wird, weil es überfüttert ist, dann darf und muß er in diesen Zorn geraten. Und das ist es doch, was sich täglich in unserer Welt abspielt. Wenn wir den Armen lieben sollen wie uns selbst, dann müßten wir ihn doch wenigstens lieben wie unser Kind, das Hunger hat, sonst sind alle unsere frommen Sprüche leere Phrasen. Und wir müßten uns mit Ungeduld und Zorn für den Armen wehren . . .

Es kommt nur darauf an, daß jeder, ob jung oder alt, sich wieder besser bewußt werde, daß er nach Gottes Willen im Dienst der armen Leute steht und daß er sich nicht mit leeren Worten, auch nicht mit falsch verstandener Frömmigkeit davon loskaufen kann. Gott wird dich beim Gericht über den Hunger und Durst und die Verlassenheit deiner Mitmenschen ausfragen. Er wird dich nicht fragen, wie oft du zur Kommunion gegangen bist und gebetet hast, sondern was du aus deiner Kommunion und aus deinem Beten gemacht hast! Wenn deine Andacht nicht zu einer Liebe führt, die nicht bloß zuschauen will, sondern zugreifen und helfen, dann ist sie nicht bloß nutzlos für dich, sondern eine neue Sünde. Mit jedem Vaterunser machst du Gott lächerlich, wenn du dich nicht ernsthaft um die Not der Mitmenschen kümmern willst. —

PRIESTERWEIHE, Schluß

zum Fluch wie jener Leib, der sich mystisch unter der Gestalt des verwandelten Brotes verbirgt.

Dann erst ist der Priester Opfernder und Geopferter, wenn er tief gebeugt unter der Last schamvollster Kreuze — Kreuze die von außen kommen und von innen — betend am Altare steht: „Mein Teil sei die Fülle des Jammers in der Fülle des Lichtes!" (Paul Claudel).

Brennen muß der Priester, brennen muß besonders der Ordenspriester, wie die Kerze am Gelübde- und am Weihetage: Sich selbst verzehrend. Abnehmend, damit Christus zunehme im Priester und im kreuzerlösten Volke. Sich selbst verzehrend nicht so sehr an Kraft und Gesundheit als am eigenen Ich: denn nicht sich selber darf der Priester dem Volke zur Speise reichen, sondern immer nur das Brot des Wortes und der Weisheit Jesu und das Brot des Fleisches Christi.

Das ist leichter gesagt als getan. Man kann als Priester sehr leicht im „Amt" stecken bleiben, als „hoher Angestellter" Christi. Es will Christus jedoch den Priester nicht nur als „Angestellten". Vom ewigen Vater sind die Priester dem ewigen Sohne „gegeben" (Joh. 17:9). Und Christus hat sie angenommen (Joh. 17:10) als „Freunde": „Ich nenne euch nicht mehr Knechte: der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Freunde habe ich euch genannt" (Joh. 15:15). Mit derselben Liebe, in der der Vater und der Sohn „eins" sind, hat Christus Seine Priester umfangen (Joh. 17:21), und sie sollen und müssen „wissen" was der Herr, was der göttliche Freund tut: Er liebt durch ein schmachvolles Sterben am Kreuz hindurch, bis der Wille des Vaters sich ganz vollzogen.

Und dieses Lieben durch alle Kreuze hindurch, selbst die unmöglichsten und unglaublichsten, ist des Priesters Weg. Diesen Priesterweg lenke und leite unseren Neupriester Bernhard Matzke O.M.I. die „Mutter vom Guten Weg", die Immakulata.

H.K.

Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Fortsetzung

Die Tschelmerin trat mit ihm ein. Sie mußte immer den Kopf ein wenig beugen, wenn sie über die Schwelle trat, so groß war sie gewachsen. In ihrem schmalen, blassen Antlitz lebten nur die Augen, diese hellen, durchdringenden Augen.

Der Tschelmer trat wieder an das Fenster und blickte hinaus, als ginge ihn, was in der Stube geschah, nicht das geringste an.

„Ev", sagte die Mutter und trat zu ihr, „der Vater will, daß ich es mit dir berede!"

„Es ist doch wegen Lukas", dachte Ev. Nie war sie für das Heimlichtun gewesen, Lukas aber hielt soviel darauf, daß es Ev oft vorkam, als wäre für ihn gerade dieses Heimliche das Schönste an ihrer heimlichen Liebe. Einmal, als sie miteinander am Seile durch die Schlernwände stiegen, hatte sie ihn gefragt: „Wirst du mich auch so lieb haben, Lukas, wenn unsere Liebe allen Leuten offenbar wird?" „Laß dir Zeit!" hatte er ihr zugerufen, doch sie hatte nicht gewußt, sollte es für das Klettern gelten oder für das, wonach sie ihn gefragt hatte.

Die Mutter griff in das Rad und hielt es an.

„Laß dies, Ev!" sprach sie. „Es ist ernst genug, was ich dir sagen muß!"

Der Tschelmer rückte unruhig an seinem Fensterplatz.

„Als der Vater die Hauswiese gemäht hat, war Anselm auf seiner Wiese beim Mähen. Und da hat es Anselm gesagt. Ja, Ev, er will dich zur Frau!"

Ev griff nach dem Herzen.

„Und der Vater . . ." fragte sie mit blutleeren Lippen.

Da riß sich der Tschelmer herum: „Ich? Wie kannst du fragen? Was soll ich anders tun, wenn so einer wie der Anselm vor mir steht und sagt, wenn er einmal ausginge eine Bäuerin zu suchen, er ginge nicht wie sein Vater übers Joch, ihm läge der Nachbarzaun gerade recht? Soll ich ihm etwa das Gatter zuschlagen, wie? Ist es an den Tschelmern, stolz zu tun, wenn ein Fioller wirbt? Komm her zu mir, Ev! Du siehst es drüben liegen: Fioll, das Schönste, was der Herrgott je einem Bauern anvertraut hat. Haus, Hof, Acker, Feld, Wiese, Wald! Ist es nicht das größte Glück, das je einer Tschelmertochter geschehen ist?"

„Das ist unmöglich, nein, Vater! Nein!" Ev schloß die Augen und blickte weg.

Er hörte nicht auf sie. „Und Anselm, wie? Ist er nicht ein Mann, bei Gott? Was sind die andern dagegen? Lukas ist viel zu unstet, zu unruhig für einen Bauern. Wer Bauer werden will, muß die Welt nehmen, wie sie ist, er darf sie nicht verwandeln. Der Bauer ist ein Knecht Gottes. Er nimmt den Hof als ein Lehen aus Gottes Hand. Er darf nicht selbst wie der Allmächtige sein wollen und alles nach seinem eigenen Willen treiben. Lukas ist ohne Geduld, ohne Liebe zur Erde. Ein Maschinenmensch ist er, paßt nicht auf einen Bauernhof. Er paßt in die Stadt, wo die großen Fabriken sind. Und der Christoph ist ein armer Narr, der nicht weiß, was er will. Der lebt in den Wolken. Keinem anderen hätte ich so gerne mein Wort für dich gegeben als dem Anselm!"

„Hast du mich versprochen, Vater?"

Ev begriff nicht, woher sie die Kraft nahm, so zu reden. Sie hörte die eigenen Worte weit, von ferne her, als spräche jemand anders für sie.

„Du wirst Anselm heiraten, da gibt's nichts mehr zum Überlegen!" rief der Tschelmer.

„Niemals, Vater . . . ich . . ."

„Schweig!" schrie der Tschelmer nun außer sich vor Zorn. „Mit dieser Hand hab' ich es versprochen! Mit dieser Hand werde ich es erzwingen . . ."

Ev war dem Vater entgegengetreten. Sie hatte ihn wohl schon oft unwillig, ja zorning gesehen, aber so wie heute, so plötzlich hatte er sie noch nie angeschrien. Sie sagte:

„Du kannst schreien und toben, wie du willst, Vater, den Anselm mag ich nicht zum Manne, und wenn er dreimal Bauer auf Fioll wird."

Die Fäuste schlugen nieder. Der Tschelmer wußte nicht, wohin er traf.

Ev sank zu Boden.

Rasend vor Wut, schlug der Vater weiter.

„Laß, Johannes!" fiel ihm die Tschelmerin in den Arm, „ich versteh dich nicht. Was das Herz nicht spürt, kann die Faust nicht zwingen, schäme dich doch."

Da ließ er ab und taumelte wie ein Trunkener aus der Stube.

Die Mutter stützte die weinende Ev mit ihren beiden Händen und zog sie zu sich empor.

„Armes, gutes Kind. Es wird wohl ein anderer sein, den du magst. Sei ruhig, Ev, es wird sich alles zum Guten wenden."

„Ja Mutter!"

„Ich ahnte es. Doch ich frage dich nicht, wer es ist."

„Das eine sollst du wissen, Mutter: Ich habe mir nichts vergeben! Ich hätte euch schon zur rechten Zeit gefragt."

„Das wußte ich."

Heiße Tränen tropften nieder auf ihre Wangen. Evs Antlitz schien darunter wie marmorn, so weiß war es, und sie wurde nun plötzlich ruhig und ganz in sich gekehrt. Unbeweglich starrte sie vor sich hin, als hielte sie den Atem an.

Wie leere Hüllen fiel, was sie gebunden hatte, vor ihren Augen nieder. Frei war mit einem Male der Blick. Das Leben, ihr eigenes Leben, stand vor ihr, als wäre es ein fremdes, das sie sah.

Ganz eigen war dieses Gefühl. So seltsam es auch in diesem Augenblick schien, es wurde ihr ganz leicht ums Herz. Taghell war es um sie geworden. Genau konnte sie sehen, was sie tat. Ja, sie wußte genau, wie nun alles geschehen mußte.

Sie ging zum Brunnen, öffnete das Leibchen und wusch sich die Tränen vom Gesicht. Wie wohl das kühle Wasser tat! Sie kämmte sich und ordnete die Kleider wieder. Sie blickte in den Spiegel. Sie war zufrieden.

Eine andere war es! Nicht mehr Ev, die einfältig Liebende! Welche Entschlossenheit in den Augen! Welcher Wille auf dieser steilen Stirne!

Nun mochten die Sterne vom Himmel fallen, nichts gab es noch in dieser Welt, was sie von ihrem Entschluß abbringen konnte.

So schritt sie ihren Weg hinüber nach Fioll.

Stolz warf sie den Kopf in den Nacken.

Eine Freie, wie die Ev da schritt, nicht eines Kleinbauern Tochter! Reich war sie, unermeßlich reich, da sie um den Schatz ihrer Liebe kämpfte. Wer hätte sich in dieser Stunde mit ihr messen können?

Wo Lukas sei, fragte sie den Altknecht, der auf der Hausbank saß.

„Ei, Ev, wie fragst du?"

Doch wie er ihr Antlitz sah, schwieg er und zog bloß die buschigen Brauen hoch.

„Wo ist Lukas?"

„Lukas ist im Werkhaus, das große Schaltbrett ist gekommen. Er will es Christoph erklären!"

Ev sprang zum Werkhaus hinein. Sie warf die Tür zurück.

Die beiden Brüder! Lukas hielt die Laterne hoch. Das Licht spiegelte sich auf der großen Marmorplatte und blitzte auf den vernickelten Armaturen, den Glasfassungen der Instrumente. Christoph, halb im Dunkel, hörte aufmerksam zu, wie Lukas sprach.

„. . . . und hier im Voltmeter die Spannungen im Transformator!" erklärte Lukas. „Du mußt dabei stets beachten, daß der Zeiger niemals . . ."

„Lukas!"

Er wandte den Kopf.

„Was ist? — Ev, du? Grüß' dich der Himmel!"

„Ich muß mit dir sprechen, Lukas!"

Ihre Worte fielen so sicher. Sie erkannte sich selbst nicht wieder. Die das sprach, war die andere, jene, die sie selbst im Spiegel gesehen hatte, mit dem hellen stolzen Blick, dem strengen Mund.

„Jetzt, Ev? Und hier? Du siehst, ich will eben Christoph . . ."

„Ja, Lukas, jetzt und hier!"

Lukas hob die Laterne und sah ihr ins Antlitz. Da trat Christoph aus dem Dunkel vor.

„Ev, meine liebe Ev! Was ist mit dir? Lukas, siehst du denn nicht . . . sie hat geweint . . . Kann ich dir helfen, Ev?"

„Ja Christoph! Du kannst mir helfen, du am allermeisten! Du hilfst mir für mein Leben, wenn du jetzt hierbleibst und hörst . . ."

Ev trat ein paar Schritte auf Lukas zu. Es war eine flüchtige Bewegung nur, doch es lag soviel darin. Es war, als suche sie Zuflucht bei ihm, Schutz vor dem Schrecklichen, das drohend hinter ihr stand. Doch nur den kurzen Schlag eines Herzens währte es. Lukas hatte es kaum beachtet.

„Ja, Christoph, du mußt es wissen; denn es gibt keinen anderen Weg für mich: Ich liebe Lukas. Ich liebe ihn, seit ich lebe, nur ihn allein. Ich habe ihm mein Leben verlobt."

Christoph erbleichte, sein Herzschlag setzte fast aus, er blickte mit leeren Augen an Ev vorbei, als wäre sie nicht zugegen und hätte nicht dieses Wort gesprochen.

„Du wolltest mir das Schaltbrett erklären, Lukas," sagte er mit erstickter, tonloser Stimme.

Lukas faßte Ev an der Schulter: „Was tust du, was tust du denn, Ev?"

„Laß mich!" Sie stieß seine Hand zurück. „Christoph, hörst du nicht?" Sie rief es ihm in wilder Erregung ins Gesicht: „Ihn liebe ich, deinen Bruder Lukas, ihn allein."

Christoph wurde schwindlig, er mußte sich an die Werkbank lehnen, jetzt fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er, was auf ihn eindrang, wie einen bösen Traum verscheuchen. Welcher Ungeist narrte ihn in dieser Stunde? War er nicht mit Lukas ins Werkhaus gegangen, um das neue Schaltbrett zu sehen? Diese Gestalt, dieser Schatten! Ein Trug! Nicht Ev war dies. Ein fremdes, spuckhaftes Wesen nur, das ihn in die Finsternis werfen wollte, ihn zu erschlagen drohte. Wofür denn anders lernte er all dieses? Für Ev, für sie allein.

„Ich stehe hier und . . .", sprach er vor sich hin, „ja, ich träume! Lukas, verzeih mir. Nicht Ev ist es, die hier steht, Ev, die ich liebe, mehr als alles in der Welt. Dich, die du dieses sprichst, dich kenne ich nicht, hörst du? Nie habe ich dich gesehen! Es ist besser, wenn du gehst!"

„Ich bin es, Christoph. Fasse dich!" rief Ev, ruhiger nun, „und was ich sage, ist die reine Wahrheit. Lukas, dein Bruder, der vor dir steht, ist mein Geliebter. Ach, wie viele Jahre schon. glückliche Jahre! Ich habe geschwiegen; denn er wollte, daß ich schweige. Doch nun muß ich sprechen."

Christoph lachte heiser auf, ein grausames, wesenloses Lachen. Es drang Ev bis ins Innerste. Doch unbeirrt schritt sie ihren Weg weiter bis an das Ende.

Sie blickte Lukas voll in das Gesicht.

„Warum sprichst du nicht, Lukas? Du siehst doch, daß Christoph mich nicht hören will! So frage ich dich vor ihm und vor Gott: Liebst du mich, Lukas?"

Lukas stand fassungslos vor dieser entfesselten Gewalt, die, das ahnte er in dieser Stunde, im Grunde nur Liebe war, grenzenlose, alles überwindende Liebe. Zum ersten Male im Leben bekam Christoph eine Ahnung davon, was wahre Liebe ist.

„Was fragst du, Ev?"

„Hast du dich mir versprochen?"

„Ja!"

Da schlug Christoph die Hände vor das Gesicht und stürzte hinaus in das Dunkel. Sein Lachen, das wie das Lachen eines Irren war, klang Ev und Lukas im Herzen nach, und es war ihnen, als träfe jeder seiner schweren Schritte ihre Herzen.

..Warum hast du dies getan, Ev?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Es ist noch nicht alles, Lukas! Du aber sollst alles wissen; denn dich allein liebe ich!"

Doch in diesem Augenblick begann alles um sie zu schwanken. Sie griff nach seinen Armen. Die Kraft verließ sie. „Ach Lukas", flüsterte sie, „Lukas, um Gotteswillen, Liebster . . ."

Und sie weinte, daß es Lukas das Herz in lauter kleine Stücke zerbrach über das, was über sie alle gekommen war.

XIX

Als die Bauarbeiten beendet waren — der Dynamo lief das erstemal zur Probe —, steckten die Arbeiter den Firstbaum auf den Giebel des Werkhauses.

Lukas wollte mit dem üblichen Firstwein warten, bis die Installationen beendet waren, denn es sollten auch die Nachbarn, die künftigen Abnehmer des Stromes, eingeladen werden, wenn das Werk zum Betrieb freigegeben werden würde. Bis dahin würde auch der neue Wein soweit sein, daß man ihn ausschenken konnte.

Als die letzten Anschlüsse fertig waren, so daß, wie Lukas es sich gedacht hatte, mit einem einzigen Griff alle Lichter am Rojenberg zugleich eingeschaltet werden konnten, lud er im Namen der Mutter Arbeiter und Nachbarn zu dem Feste auf seinen Hof.

Es dunkelte schon, als die Bauern den Berg heraufgestiegen kamen. Der alte Stampfeter schnaufte voran, sein Sohn neben ihm tat sich mit dem Berg nicht minder schwer. Der Tschelmer stampfte daher, ein wenig unsicher, keiner wußte recht warum, vom Weine war es bei ihm gewiß nicht, denn er hatte keinen im Hause. Der Bstoß kam, der sich schon bei jedem, den er traf, für den Wein und das Essen zu bedanken anfing, der junge Kramerherrgott, der im Aufwärtssteigen die Kosten des Werkes überschlug und die Tarife im Kopf nachrechnete; denn Kopfrechnen war seine starke Seite, nur seine Schulden waren immer höher, als er rechnen konnte. Der Zenz Z'weithinten kroch aus seinem Bau. Eigentlich hatte er das neue Licht gar nicht gewollt, es wäre ihm hell genug in der Welt, meinte er, viel zu hell! Und bei ihm schon gar! — Er meinte seine brennroten Haare! Die Bauern von Rainalt und Roj kamen alle; und die zwei Brüder Triler, die man die beiden Schächer nannte, nicht nur dem Äußeren nach, tauchten auch auf, es waren finstere, kohlschwarze Gesellen, beide vom gleichen Schlage — mehr noch, weil der eine, der linke, stets im Streite nachgab und versöhnlich blieb, während der andere, der rechte, ein Ausbund an Verstockheit war. Es kamen auch solche, die zwar kein Licht, aber wohl den jungen Wein beziehen wollten, wie der schiefe Mutz beispielsweise, der jedem, der ihm begegnete, drei heilige Eide schwur, wenn er seine Hütte noch hätte — er hatte sie nicht mehr, denn die schwarze Kathrin, sein Weib, die ihm noch das Letzte zusammengehalten hatte, lag unter der Erde! Am liebsten hätte er noch ihren Grabstein versoffen, den sie sich bei Lebzeiten bestellt und zur Seite gebracht hatte. Doch den nahm keiner! —, wenn er sie noch hätte, seine Hütte, illuminieren würde er sie. Weiß der Teufel, wo er dieses schöne Wort aufgeklaubt hatte!

Da die Nachbarn auch ihre Frauen mitgebracht hatten — die Stampfeterischen ausgenommen, denn die beiden blieben ihrem Grundsatz treu, überall, wohin sie kamen, ohne Weiber aufzutreten —, so stand allerlei Volk um das kleine Werkhaus herum, in welchem nur der Dynamo geheimnisvoll surrte, das einzige, was die Nachbarn wahrnahmen; denn alles andere blieb noch wohlberechnet im Dunkel, wie es Lukas angeordnet hatte.

Da keiner unter den Nachbarn war, der eine Rede halten konnte, der Mutz ausgenommen, doch der zählte als Nachbar nicht mehr, eine Rede für das Fest aber nötig war wie das Salz in die Suppe, waren alle froh, als sie den Bergater kommen sahen, der gewissermaßen das Dorf selbst vertrat.

Er hatte freilich seine besondere Art zu reden, der alte Bergater. Keine Ansprache hielt er, wie man sie gemeinhin so nennt. Er stellte sich vielmehr bloß vorne hin und blickte die Menschen, denen er etwas zu sagen hatte, der Reihe nach an und begann, auf jeden das Notwendige zu sagen. Wenn andere mühsam eine Rede zusammenstellten, der Bergater stellte bloß die Leute zusammen, die er für seine Rede brauchte. Dafür galt jedes Wort doppelt, das er sprach, schier soviel wie das des Pfarrers auf der Kanzel. Übers Jahr wußte jeder noch zu sagen, was der Bergater bei diesem oder jenem Anlaß gesprochen hatte.

„Agnes, Bäuerin auf Fioll". begann er, „du hast es am schwersten gehabt. Dir hat das Wasser den Mann genommen, dem Hof den Vater. Dir müssen die Nachbarn danken zu allererst! Dir, denn du hast Haus und Hof zusammengehalten, den Söhnen auch ihre rechte Arbeit gewiesen und das Schwere vollbracht, Fioll nicht nur von den Schäden des Tschoi zu befreien, sondern den Wildbach zu unserem Segen in den Dienst der Menschen unserer Gemeinde zu stellen." Er

blickte Lukas an. „Lukas, du hast das Werk gebaut, du hast uns gezeigt, was du für die Heimat gelernt hast. Noch liegt der Rojenberg in der finsteren Nacht. Wenn er leuchtet im neuen Licht, ist es dir zu Dank!" Und weiter: „Anselm, du hast die Arbeit auf dem Hofe getan mittlerweil, daß dem andern Zeit und Kraft blieb für das Werk, das sei dir nicht vergessen!"

Der Bergater blickte die Reihe weiter, doch er sah nicht, was er sehen wollte. Es fehlte ihm einer, Christoph, der doch das Werk übernehmen sollte. So wandte er sich dem Baumeister und den Arbeitern zu.

„Speculini!"

Der dicke Baumeister hob sich auf die Zehen.

„Speculini, Ihr und Eure Arbeiter allsamt, Ihr habt mit Fleiß getan, was Eure Sache war. Fioll und die Nachbarn rundum werden es Euch danken! Und nun möge das neue Licht scheinen zum Glück und Wohl unserer Gemeinde."

Dies war des alten Bergaters Rede.

Jetzt trat Nelda vor. Eine kleine Lampe hielt sie in der Hand; denn sie mußte ja den Schalter finden, den geheimnisvollen! Wie armselig das Lämpchen brannte! Kaum, daß man Nelda richtig sehen konnte. In ihrem weißen Kleidchen mit den festlich rosaroten Maschen, einen Blumenkranz im Haar, trat sie an die hohe Tafel heran und zeigte zögernd mit dem Finger auf einen Hebel hin. Fragend sah sie sich nach Lukas um, und als dieser ihr aufmunternd zunickte, drückte sie mit den kleinen Händchen den Hebel herab.

„Bravo, bravissimo!" rief Speculini mit lauter, ehrlicher Freude. Die Arbeiter klatschten Beifall. Die Bauern rissen die Augen auf. Der Zenz Z'weithinten, der unwillkührlich, als Nelda an den Hebel getreten war, die Augen geschlossen hatte, als fürchte er, es könne doch noch irgendeine Explosion erfolgen oder etwas in die Luft fliegen oder so, öffnete vorsichtig blinzelnd die Augen. Die weißen Kacheln im Werkhause, die metallenen Beschläge, die zahlreichen Uhren und Instrumente glänzten, daß es eine Freude war. Dann blickten sie weiter hinaus: Da lag im strahlenden Glanz der Lichter Fioll, hell erstrahlten die Fenster! Viel größer schien es, wahrhaftig, wie ein richtiges Schloß so schön! Und drüben stand Tschelm, bescheiden, wie es auch am Tage war; denn der Tschelmer hatte gespart; nur eine Birne in der Stube und eine im Stall. Das war auf dem Stampfeterhofe anders, auch beim Lenz und beim Bstoß, beim Kramerherrgott, überall war Licht in Fülle, in Rainalt und Roj, selbst der Zenz Z'weithinten leuchtete aus der Einschicht hervor wie ein vergessenes Sternlein im Weltall.

Jeder der Bauern, wie sie dastanden, suchte sogleich seinen eigenen Hof. Nie hatte er bisher, wenn er in stockdunkler Nacht hinaufgestiegen war, seinen Hof finden können. Jetzt sprang er ihm im Glanze der hellen Lichter geradenwegs entgegen. Die drüben in Villanders und Latzfons, am Ritten und in Barbian würden heute nacht verwundert das neue Sternbild am Rojenberg betrachten. Und die Bauern hörten, wie sie drüben sagten: „Dies ist Fioll, das helle, und dies daneben Tschelm, und dort der Stampfeter, der Bstoß . . ."

Da war noch einer, ein hagerer Mann mit schwarzem Hemd und einer Tschoggel auf der Mütze. Die Pluderhose hing tief über die eleganten Stiefel. Der Mann hatte etwas Lauerndes in seinen Blick. Er hatte nur ein Auge, und dieses eine war nicht gut.

Es war der sogenannte Federale, der Parteisekretär des Präfekten. Wo er erschien, wurde die Unterhaltung leise, sank das Sprechen zum Flüstern. Aber da er nur wenige Minuten sich im Kreise der Bauern aufzuhalten Lust hatte, hielt er, von einigen seiner Begleiter begeistert akklamiert, eine nur kurze Rede in seiner Sprache. In seinen Ausführungen wurden einigemale der Brenner und die Größe Italiens betont, die Unfehlbarkeit des Duce und die Italianität des Rojenberges, den er scharf und drohend Monte Roja nannte. Mit erhobenem Arm verließ er zur stillen Freude aller Anwesenden nach seiner schneidigen Rede die kleine Feier. Bald nach seinem Weggang wurde die Stimmung wieder freier und die Unterhaltung ungezwungen wie vorher.

Das Schönste war doch der Anger! Bunte Lampen waren über die Bäume gezogen. Die weißgedeskten Tische glänzten. Die Musik saß um den Hofplatz und begann im gleichen Augenblick, da sie Licht auf ihren Notenblättern hatten, einen feierlichen Choral zu spielen. Es war ein unvergeßlicher Augenblick für alle, die ihn miterleben durften.

Alles rückte die Bänke. Mit spitzen Fingern griffen die Arbeiter in die Schüssel, in der hochgetürmt die Krapfen lagen. Als Cavaliere Speculini einen Krapfen nahm und in den Wein tauchte, taten sie es ihm nach. Das war freilich ein leckeres und wohlverdientes Mahl.

Lukas klopfte an sein Glas und sprach.

„Ein Teufelskerl, der Lukas!" dachten die Bauern, wie er alles so sagte, daß ihnen nun wohl ein Licht aufgegangen sei, höchste Zeit sei es gewesen! Überhaupt: Licht könne nicht genug sein in dieser finsteren Zeit! Und so ging es fort, halb Spaß, halb Ernst. „Schade, daß er für einen Bauern zuviel andere Dinge im Kopf hat", dachten die Nachbarn, „dieser Lukas, das tut nicht gut." Jetzt sprach er sogar von einer Seilbahn und hatte die Eröffnung des Kraftwerks noch nicht einmal hinter sich. „Es tut nicht gut", dachten sie, „wenn ein Bauer zu weit über seinen Hof und seine Felder hinausschaut. Doch Fioll verträgt auch einmal einen Bauer von der verrückten Art, wenn es mit einem vernünftigen nicht geht, besonders, solange die Bäuerin schaltet."

Cavaliere Speculini würgte den dritten Krapfen hastig hinunter, denn nun mußte er antworten. Vom Weine etwas gerötet war sein massiver Kopf, er schluckte ein-, zweimal. Dann hatte er den Anfang gefunden, mit dem er zugleich dem Ende entgegensteuern konnte: Selten wären eine Arbeit und ein Bau so glatt vor sich gegangen wie dieser, und für die Seilbahn merke er sich heute schon vor. Dies sprach er in gebrochenem Deutsch. Dann

dankte er den braven Arbeitern in italienischer Sprache, nahm sein Glas, trat zu Agnes hin und ließ die Signora Hellensteiner hochleben! Auf ein gegebenes Zeichen stimmten die Arbeiter zu Ehren der Signora ein Lied an, daß Agnes ganz gerührt war und sich der Tränen kaum erwehrte vor Rührung. Wie schön ist es, wenn die menschlichen Stimmen im Wohlklang hinaus in die Stille der göttlichen Nacht steigen und über die Felder und Wälder sich verlieren wie Wolken im endlosen Himmel. Schöne Stimmen hatten diese Venezianer, helle Tenöre und tiefe, wohlklingende Bässe. Die Bauern hatten ihre Freude daran, ließen in ihrer Art aber nicht viel davon merken. Speculini strahlte: „Bello, bellissimo!" rief er ein übers andere Mal dazwischen.

Ev war an diesem Tag nach Seis gegangen, die Schwester ihrer Mutter zu besuchen. Es war ihr nicht leicht gefallen, gerade an diesem Feste nicht teilnehmen zu dürfen, aber die Mutter hatte darauf bestanden.

Ein schöner Abend war es, der Mond strahlte in hellem Licht über die Almen her. So ging alles in bester Eintracht vonstatten. Die Leute waren vergnügt, und am Bauerntisch rechnete der Kramerherrgott den Nachbarn noch einmal die Tarife vor.

Der schiefe Mutz aber saß bei den Weibern; denn die waren dankbarere Zuhörer als die Bauern, die, bevor sie das gelten ließen, was einer sprach, erst überlegten, was jener selbst galt, der da sprach. Und galt er zu wenig, so half ihm das beste Maulbrauchen nichts.

Die Weiber aber spitzten die Ohren; denn der Mutz setzte genau dort fort, wo der Bergater in seiner Rede aufgehört hatte.

Einen neuen Freund hätte er, so begann der Mutz, einen jungen, feinen! Sie sollten einmal raten, wer das wäre! Vielleicht meinten sie, jener hätte sich gar nicht ertränkt im Surlayer See! Beileibe nicht! Der kam erst jetzt darauf, wie gut der Wein war und wie schön das Leben auch. Oder glaubten sie etwa, er hätte sich wieder in die Berge verloffen? Bei Gott nicht! Es sei ihm nicht unterhaltsam genug bei den groben Hirten, den Wildschützen und Schmugglern. Das wäre in Bozen im Nachtkasino anders und in der Bar Eldorado! „Ein Leben!" rief der Mutz, „ach, was wißt denn ihr davon? Die Geige spielt er, sag' ich euch, und alle tanzen nach seiner Geige! Und Weiber! Die laufen ihm nur so nach. An jedem Finger hängen ihm zehn!"

Die Weiber stießen sich mit den Ellbogen an und kicherten. Der Mutz, ja, der war einer! Doch sie taten so, als hörten sie gar nicht auf ihn, und blickten verlegen zur Seite. Er sollte nicht merken, wie gierig sie auf jedes seiner Worte lauerten.

Nun schüttete sich der Mutz das volle Glas durch die Kehle und sprang auf. So laut sprach er, daß man ihn auch am Tisch der Bauern hören konnte:

„Wie hat er zu mir gesagt, der eine? ‚Mutz, Freund! Was ist mir doch das Leben? Der Vater? — den hab' ich selbst auf dem Gewissen. Die Mutter? — die hat gelogen! Die Brüder?' Ach, die Brüder! Darüber hat er bloß gelacht . . ."

Eine Faußt packte ihn im Nacken. Der Bergater war es.

„Geh!" Mehr sagte er nicht.

„Meinst etwa mich, du?" fuhr der Mutz herum, „willst allweil noch Bürgermeister spielen . . ."

„Geh!"

Da soff der Mutz den Rest des Weines aus der Flasche und torkelte fluchend den Anger hinab.

Die Weiber schimpften hinter ihm drein.

„Man darf nicht hören, was er sagt", meinte die dürre Bstoßin scheinheilig.

„Hast du es gehört?" fragte die runde Kramersfrau.

„Beileibe nicht! Aber es könnte sein, daß die andern. . ." Den Rest spülte sie mit Wein hinunter. Am Bauerntisch saß Anselm, die Ellbogen aufgestützt, den Kopf schwer in den Fäusten. Kein Wort noch hatte er an diesem Abend gesprochen. Was ging ihn auch dieses Getue mit dem Kraftwerk an? Wozu solche Feste feiern? Die Arbeiter hatten leicht singen, wie sie in die Krapfen einhieben! Die zehnte Schüssel war leer. Wie die Bauern dem Wein zusprachen! Als ob nicht das Werk schon Geld genug gekostet hätte! Warum war Lukas nicht auf seinen Vorschlag eingegangen, das Werk genossenschaftlich zu bauen? Nein, Lukas mußte recht behalten, immer wieder Lukas!

Der Bstoß saß demütig wie sein eigener Schatten hinter dem Glase, seufzte tief und schob den Hut ins Genick, ein Zeichen, daß er vorhatte zu reden. Er blickte auf Anselm hin. Also war es der Fiollersohn, dem seine Rede gelten sollte. Doch als er sah, wie dieser stumm nur in sein Glas stierte, schob er den Hut wieder nach vorne.

Die Musik spielte jetzt den Kaiserjägermarsch. Wer von den alten Kriegern am Tische saß, trank das Glas in einem Zuge aus, um den Refrain mit jener leicht angelaufenen Weinstimme mitzusingen, wie sich das gehörte. Darauf setzten wieder die Arbeiter an ihren Tischen ein, nicht, wie der Bergater geglaubt hatte, mit dem schmissigen flotten Bersaglierimarsch, auch mit der „Giovinezza" nicht; denn zu viele von ihnen trugen rote Nelken im Knopfloch. Nein, sie sangen schmachtend „Santa Lucia" und gleich darauf: „Il solo mio!"

Der Bstoß trank und seufzte wieder von innen her. Dann warf er den Hut so energisch nach hinten, daß er seine eigene Rede gar nicht mehr aufhalten konnte.

„Bloß wegen meines Heinrich ist es mir zu tun . . ." sagte er in die Richtung hin, in der Anselm saß.

Und dann, mit einem neuerlichen Seufzer: „Er hat die Hand in die Kreissäge gebracht, der Heinrich! Die Hand ist weg!"

Verzweifelt blickte er den Tisch hinauf, hinunter. Niemand, der an seinem Heinrich Anteil nahm! Wenn doch der schiefe Mutz noch am Tisch gewesen wäre! Der fing jeden Brocken, den man hinwarf, gleich auf, und was der Mutz einmal im Maule hatte, das ging in den Leuten um wie die Blattern.

Der Bstoß zog die rechte Hand in den Ärmel zurück, als wäre sie ein Stummel bloß, und fuchtelte damit in der Luft herum:

„Was soll einer tun, der nichts mehr hat? Bloß die linke Hand wie mein Heinrich, der arme Teufel?"

Seine Rede ergriff ihn so, daß ihm die Augen naß wurden. Doch niemand achtete auf ihn. Anselm füllte sein Glas von neuem.

Da schmiß der Bstoß seinen Hut auf den Tisch hin, daß es nur so klatschte. Er erschrak selbst über seinen Mut. Jetzt blickten alle erstaunt auf ihn.

Mit dem Daumen wies er hinauf zum Werkhaus: „Da droben, was da zu tun ist, die paar Schalter drehen, die Zeiger spielen lassen, das Nickelzeug putzen und aufpassen — das könnt' wohl einer mit der linken Hand auch, wie mein Heinrich."

Die beiden Schächer, die ihm gegenübersaßen, nickten ihm zu, gutmütig der eine, der andere mit rollenden Augen. Anselm aber schwieg.

Doch der Bstoß war nun in der Fahrt. Er setzte den zerbeutelten Hut wieder auf, ganz hinten ins Genick, kaum daß er ihm noch auf dem Kopfe schwebte.

„Ich frag', ich mein' halt, ob du nicht meinen Heinrich in das Elektrische tun könntest, Anselm?" Jetzt war es heraußen, der Bstoß atmete befreit auf.

Anselm blickte ihn mit leeren Augen an.

„Ich mein' halt, da es doch heißt der Christoph . . ."

„Was heißt es vom Christoph?" Anselm erwachte endlich aus seinem Dämmern.

„Es heißt, er mag nicht, der Christoph. Er tät lieber geigen und so!"

„Christoph? Was geht mich Christoph an? Und das Werk? Was geht mich das Werk an?

Doch als Anselm das hilflose Gesicht des Bstoßen sah, die nachschimmernden Augen, die Nase, die vor Schmerz tropfte, wies er bloß mit einer raschen Wendung des Körpers zum anderen Tisch hin, wo Lukas saß. „Red mit dem Lukas oder mit der Bäuerin."

Anselm starrte wieder in seinen Wein.

Hatte er nicht an eigenen Sorgen genug? Was kümmerte es ihn, wenn dieser Christoph wieder, wie das seine Art war, in die Welt lief? Lukas und Christoph — es hatte etwas gegeben zwischen beiden, so fest sie auch sonst zusammenhielten, besonders, wenn es gegen ihn ging! Weiß der Teufel, was es gewesen war. Christoph hatte sich drei Tage in seine Kammer eingeschlossen. Lukas schrie auf der Baustelle herum wie ein zorniger Feldwebel. Die Mutter ging mit verweinten Augen umher. Dann war Christoph aus dem Hause gegangen. Und dies geschah mitten im Kornschnitt, als gäbe es nichts zu tun in der Welt.

Die Musik spielte das Heimatlied. Die Bauern wurden mit einem Male ernst, als sie es sangen. Der Krieg hatte ihnen das „Gott erhalte!" genommen. Sie hatten keine Hymne mehr. Das Heimatlied war das einzige, was ihnen geblieben war.

Als das Lied zu Ende war, fing Speculini zu erzählen an. Per Dio! Ein Haus hätte er einmal bauen müssen in Sizilien unten, ein Haus für einen Grafen, das heißt, ein Fürst sei es eigentlich gewesen. Und beim Grundausheben, da seien sie auf einen Goldschatz gestoßen, einen Schatz, der viele, viele Millionen wert war. Und der Graf, also der Fürst, sei dann mit dem Schatz nach Argentinien durch, das Haus sei heute noch nicht fertig . . .

Das folgende ging im Gelächter der anderen unter. „Besser so als anders!" dachte der Bergater, denn es war verboten, das Heimatlied zu singen.

Der Tschelmer rückte die Bank hinunter, so daß er neben Anselm zu sitzen kam. Ein unsicheres Gefühl, das seit langem in ihm war, trieb ihn in dessen Nähe. Da der Tschelmer keinen Weinacker besaß und in seinem Geize dem Wirtshause auswich wie der Höllische der Kirche, hatte es der Wein leicht mit ihm. So jäh ihn sonst, wenn er nüchtern war, der Zorn anfiel, im Weine wurde er still und friedsam und lächelte selig in sich hinein wie ein sattgetrunkener Säugling. Was er dabei sprach, wußte er freilich selbst nicht. Es war ihm auch völlig gleichgültig, ob ihm jemand zuhörte oder nicht. Er sprach bloß um des Sprechens willen. Was hatte ein armseliger Bergbauer sonst im Leben viel zu reden?

Jetzt hielt der Tschelmer beide Hände vor sich hin, schwere, abgerackerte Arbeitshände, an denen dicke Adern hervorquollen. Er sah lange darauf nieder, dann begann er mit weinerlicher Stimme seine Litanei:

„Zwei Hände hat der Mensch. So wohl. Drei Söhne hat Fioll! So wohl! Was tun sie, die drei Fiollersöhne?"

Er riß sich auf, warf den Kopf in den Nacken.

„Sie schauen über den Zaun alle drei! So wohl!"

Er schlug voll Stolz an seine Brust: „Ev . . ." was schauen sie, die drei? Ev, meine Ev! Alle drei!"

Jetzt hob er fragend den Blick: „Was wollen die drei mit meiner Ev, wie? Der eine will sie. Der andere möcht' sie. Der dritte hat sie. Ich aber, der Tschelmer, ich such' mir den aus, den ich will. So wohl!"

Betrübt sah er wieder auf seine Hände nieder.

„Mit der einen Hand hab' ich sie ihm versprochen, der sie will. So wohl. Mit der anderen Hand muß ich sie dem geben, der sie hat. So wohl. Zwei Hände bloß hab' ich. Der dritte ist zu erbarmen . . ."

Niemand verstand sein Gemurmel. Nur die Tschelmerin, die am Frauentische saß, warf von Zeit zu Zeit einen besorgten Blick auf ihn.

Einer der Arbeiter sprang auf den Tisch und schwang sein rotes Halstuch in die Luft.

„Was springst du auf den Tisch, he?" schrie der rechte Schächer, der Krazuller, über den Tisch hinüber, „tu dein Tüchl weg, dein rotes! Der Krazuller Stier vertragt es nicht!"

Vergebens sprach der linke Schächer auf ihn ein, er möge doch Frieden halten, in Gottes Namen!

(Fortsezung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Der Bericht von der wundersamen Brotvermehrung ist uns allen so vertraut, daß wir kaum noch aufhorchen, wenn wir im Evangelium hören, was in jenen Tagen Jesu am See Genezareth geschah. Wir haben ja nun auch das „andere Brot", das Jesus uns gerade bei dieser wunderbaren Brotvermehrung versprochen: Das Brot der hochheiligen Eucharistie. Mittelpunkt aller Gottesverehrung ist uns die heiligste Eucharistie. Es gibt uns jenes Brot, das in Jesu Fleisch verwandelt, dem Vater im Himmel geopfert, und uns zur notwendigen Speise des Übernatürlichen in uns gereicht wird. Eucharistie und Priestertum sind nicht voneinander zu trennen, denn nur der zelebrierende Priester kann uns dieses Brot auf den Altar legen, damit es geopfert werde und wir mit ihm. Von der hochheiligen Eucharistie kommt uns Jesu Leben und nur durch die Eucharistie werden Christi Wunderwerke der Gnade in die Welt getragen. Wir brauchen Priester — die Priesternot ist groß! — damit Gottes Reich der Gnade und der Gotteskindschaft sich über alle Erde verbreite. Darum sammeln wir hier für arme Priesterstudenten.

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$6,693.22
Mr. & Mrs. Thalheimer, Unity, Sask.	2.00
Mr. & Mrs. Heidrich, Vancouver, B. C.	2.00
	$6,697..22



St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$1,574.87
Mrs. Mary Britz, Marysburg, Sask.	5.00
	$1,579.87

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Frohes und Froehliches

Der kleine Schorchi war an den Äpfeln des Lehrers. Vom Fenster aus beobachtete ihn der Lehrer. Schnell suchte er sich einen Stecken, um ihn zu verprügeln. Er trat aus dem Haus und rief dem Buben freundlich zu: „Komm nur, Schorche! Ich will dir mal was Schönes sagen."

Schorchi, der den Stecken sah, rief schlagfertig: „Nä, so kläne Buben wie ich brauchen net alles zu wissen."

* * *

„Mein kleiner Bub, der wächst, das ist kaum beschreiblich", klagt Frau Meyer. „Kein Wunder" entgegnete ihre Freundin, „er liegt ja auch immer auf Wachstuch."

* * *

„Herr Pfarrer", sagt das Fritzchen, „mei Vatter hott gsaat, isch dirft die Schöpfungsgeschicht net lerne, weil sie nett wohr wär; mei Vatter hott gsaat: de Mensch schtammt vum Aff ab."

„Saagscht 'n scheene Gruß an dei Vatter", sagt da der Pfarrer, „isch deht mich for sei Familiegschicht nett entressieren."

* * *

Ein Sommerfrischler, der an einem Fluß spazieren geht, fragt einen Fischer: „Sagen Sie mal, wie wird eigentlich so ein Fischnetz hergestellt?"

Fischer: „Ganz einfach, da nimmt man sich eine Handvoll voll Löcher, und bindet diese mit Bindfaden zusammen."

Haumeister: „Wann schmeckt der Wein am besten?"

Förster: „Wenn die Tannen grün sind."

Haumeister: „Wann sind die Tannen denn grün?"

Förster: „Immer."

* * *

Gestern sagte mein Neffe zu mir: „Onkel Franz, gell, die Sonne ist die Mutter der Sterne!"

„Gewiß", sagte ich.

„Und der Mond, der ist der Papa der Sterne?"

„Wie kommst du denn darauf?" frage ich ihn.

„Ei weil der doch immer abends draußen ist!"

* * *

Durchschaut

Einer der wohltätigsten Männer von Karlsbad war um 1850–1860 Baron von Lützow. Einmal trat er aus seiner Villa und bemerkte im Grase einen zerlumpten Mann, der sich kratzte. Er trat auf ihn zu und fragte: „Was fehlt dir, armer Mann?"

„Ach, gnädiger Herr, mich bringen die Läuse noch um, ich bin zu arm, mir andere Kleider zu kaufen." Baron Lützow gab dem Alten 10 Gulden, auf daß er ins Bad gehen und sich neue kleiden könne. Dann schritt er weiter. Wie wunderte er sich aber, als er nach 20 Minuten abermals einen Armen traf, der sich kratzte! Wieder trat er auf ihn zu und fragte: „Was fehlt dir mein Lieber, was machst du?"

„Ich suche Läuse!"

„So", sagte darauf Baron Lützow, „da geh nur rasch zu meiner Villa hinunter, dort wirft sie einer weg."